HEFT 6 JUNI 1986 6,- DM C 4143 E

# Konkret

Magazin für Politik und Kultur

**Interview mit Gaddafi**

**Mit Kohl und Rau zum Super-GAU**

# Alles in Butter?

## HOLGER STROHM über die Folgen von Tschernobyl

# in konkret Juni 1986

## von Konkret

## an Konkret

**Buch des Monats: Die Mörder siegen** von Walter Boehlich

Über Marguerite Duras Aufzeichnungen aus dem Widerstand: »Der Schmerz«

**Nichts geht mehr** von Hermann L. Gremliza

## Das Loch

**Alles in Butter?** von Holger Strohm

Die Bundesregierung erklärt, daß es zu keiner Zeit eine akute gesundheitliche Gefahr für die Bewohner der BRD wegen des Unfalls in Tschernobyl gegeben habe. Die Bundesregierung erwägt, Schadenersatz von der Sowjetunion zu verlangen. Dafür, daß zu keiner Zeit Gefahr bestand? Oder ahnt die Bundesregierung, was Holger Strohm schon zu wissen glaubt: daß die späten Opfer von Tschernobyl auch in der BRD nach Hunderttausenden zählen werden

**»Wir werden nicht auf die palästinensische Sache verzichten«** von Moamar el Gaddafi, Enzo Biagi

Am Nachmittag des 14. April empfing der libysche Revolutionsführer Gaddafi den italienischen Fernsehjournalisten Enzo Biagi in Tripolis zu einem Interview. Zur gleichen Stunde etwa starteten die US-amerikanischen Bomber von ihren Stützpunkten im britischen Leakenheath, um einige Stunden später Tripolis und Bengasi zu bombardieren. Biagis Interview, vorgesehen für die Magazin-Sendung »spot« im ersten italienischen Fernsehen, ging nicht, wie ursprünglich geplant, am 15. April über den Sender.« »Wegen Platzmangel erklärte der RAI-Präsident Biagio Agnes. Wohl eher wegen der Inhalte. Das Interview wurde schließlich am 22. April gesendet. KONKRET dokumentiert dieses Interview in einer leicht gekürzten Fassung. Die Übersetzung besorgte Udo Gümpel

**Nahrungsraum gleich Volkszahl mal Lebenshaltung** von Susanne Heim, Götz Aly

Ein deutscher Wirtschaftswissenschaftler geht in den Ruhestand: Professor Dr. Helmut Meinhold präsidiert seit 1959 dem Sozialbeirat der Bundesregierung. Die Regierungen wechselten. Er blieb. Seine Biographie scheint so makellos, daß sie nur voller Lügen und Lücken sein kann.

**Der Kanalarbeiter** von Werner Schmitz

Hilfe für die Kanalarbeiter, jene an Schwindsucht leidenden Rechtsaußen in der Bonner SPD-Fraktion, kommt aus der Kanalstadt Datteln um Nordrand des Ruhrgebiets. Seine Getreuen wählten Horst Niggemeier, Bürgermeister und noch einiges mehr, zu ihrem Bundestagskandidaten. Ein Mann, so schwarz, daß er im Kohlenkeller Schatten wirft.

**AIDS - Zur Strafe noch die Krankheit** von Günter Amendt

Noch setzen die AIDS-Experten auf Zusammenarbeit mit den Homosexuellen. Wie lange wohl?

## Magazin

**BÜCHER** von Christel Dormagen

**Die Unschuld vom Lande** von Wolfgang Michal

Mit einer Filmbesprechung versetzte der sozialdemokratische »Vorwärts« die gesamte Führungsspitze der Partei in Aufregung. Selbst Helmut Schmidt, nicht gerade als Kino-Freund in Erinnerung, fühlte sich »infam herabgesetzt«. Grund: Der Kritiker hatte auch an den wenig erbaulichen Anteil der Sozialdemokratie an der deutschen Geschichte erinnert

**Blutdusche oder: Wollen Sie nicht ‘ne Prise Kokain** von Bernhard Schneidewind

Die bundesdeutschen Fußballer müssen auch diesmal wieder an der Fußballweltmeisterschaft teilnehmen, die während der nächsten vier Wochen in der dünnen Luft Mexikos stattfindet. Ob sie das aushalten? Keine Frage. Sportmediziner treiben sie über die Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit. Wo gutes Zureden nicht mehr hilft, hilft Doping.

**»Verzeihung., das ist schon der Ausgleich«** von Diedrich Diederichsen

Über die neue Unübersichtlichkeit im deutschen Fußball

**Mexiko: Paradies der Abstauber** von Georg Hodel

Während der noch vor wenigen Jahren als aufstrebendes Schwellenland gefeierte Aztekenstaat von Zahlungskrise zu Zahlungskrise wankt und eine aufgeschreckte westliche Bankenwelt mit ihren Kassandrarufen Endzeitstimmung verbreitet, wollen smarte Businessleute und Fussballimpresarios wenigstens für eine ungestörte Fußballweltmeisterschaft sorgen - aufs Brot wird dankend verzichtet.

**IG Pflug und Spaten** von Otto Köhler

Aus den Ermittlungen gegen die Nazi-Industrie-Führer leitete Morgenthau 1945 seinen Plan für ein friedfertiges Agrar-Deutschland ab. Aber Wallstreet ließ die alten Kollegen nicht im Stich. Otto Köhler über den zweiten OMGUS-Bericht

**Die Geometrie eines MythosSergej Paradshanovs »Legende von der Feste Surami«** von Hans-Joachim Schlegel

Der armenische Regisseur wurde lange als Dissident gehandelt. Seine Filme, auf Festivals gern gezeigt, hier ohne Chancen in den Kinos, zeigen die bedrohten Kulturen der kleinen Grenzvölker - ohne folkloristischen Mief

**Das alles und noch viel mehrRio Reiser** von Ulla Meinecke

15 Jahre lang lieferten »Ton Steine Scherben« Hymnen des Anarcho-Rock wie: »Keine Macht für niemand« und »Allein machen sie dich ein«. Nun kommt das Solo von Rio. Rocklady Ulla Meinecke über die Ex-Scherbe

**Saxophonitis oder die Liebe zu einem Bankert** von Marc Valance

Unzählige blasen, und täglich werden es mehr. Kaum ein Popstück, das ohne das Glitzerding auskommt. Das Saxophon ist das Symbol für lockerlässige Lebensart geworden - es ist die Stimme der achtziger Jahre

**Tomayers ehrliches Tagebuch** von Horst Tomayer

**Der Texter als Werber** von Wolfgang Pohrt

Das die Schriftsteller wirklich interessierende Thema der Saison heißt Atari und Commodore. Bevor die Textverarbeitungsgeräte aber - wie alles Kreativ-Spielzeug zuvor - zur Endlagerung in die Hobbykeller verbannt werden, liefern sie den in Themennot geratenen Autoren noch einmal Stoff zum Schreiben

**Gremlizas express** von Hermann L. Gremliza

Konkret 06/86, S. 4

# von Konkret

1. Holger Strohm, Autor des Anti-AKW-Klassikers »Friedlich in die Katastrophe« (Zweitausendeins), Hatte 1975 die KONKRET-Titelgeschichte »Atomkraftwerke - der geplante Selbstmord« geschrieben und wurde auch in den folgenden Jahren von der Redaktion zu Umweltfragen konsultiert - »Fluor als Gift« (2/75), »Hamburg in einer Stunde evakuieren« (12/76), »Bei Unfall: Krieg« (12/79) und »Der Atomstaat erfaßt seine Bürger« (7/81). Von den Koryphäen mit Professorentitel und mehreren Doctores vor dem Namen, die immer nur die Ungefährlichkeit von Atommeilern attestierten, wurde Strohm stets ebenso scheel angesehen wie von den politischen Steißkarrieren, deren eine, der Hamburger Staatsrat Dr. Peter Rabels (SPD) dem Außenseiter jetzt »ein krankes Hirn« und die Absicht attestiert »diesen Staat in seinen Grundfesten (zu) diffamieren«. In Erwägung, wohin uns die kerngesunden Professoren und Staatsräte gebracht haben, wollten wir uns die Folgen von Tschernobyl denn doch lieber von Holger als von der Reaktorsicherheitskommission oder einem ihrer Rabel schildern lassen (Seite 14ff)

2. Die Ankündigung, der Neue Konkret Verlag werde einen Karl Kraus-Preis zugunsten der deutschen Literatur vergeben, wurde in fast allen deutschsprachigen Zeitungen publiziert - mit Ausnahme von Zweien, deren literarische Mitarbeiter drei Viertel der Kandidatenliste füllen: der »Zeit« und der »FAZ«. Eingesandt wurden eine Reihe - zweckloser - Bewerbungen, gefragt wurde nach Ausschreibungs-Unterlagen. Das schweizerische Fernsehen würdigte den »sältsame, bissige Kulturpriis«, die »Frankfurter Rundschau« die »geniale Idee«: »Der sie Kraus nachdachte, hat sie wohl auch für sich zu Ende gedacht. Zwar wird er keinen finden, der ihm die 30.000 Mark abnähme; aber er kann nach Lust und Laune (die beide groß sind), jeden benennen, den er sich als seinen 'Karl Kraus-Preisträger' wünscht. Halali!« Der Verfasser des »Streiflichts« der »Süddeutschen Zeitung«, ein Anonymus, der Schmitz oder auch Meyer heißen kann, macht auf den literarischen Höhenunterschied zwischen dem Namensgeber und dem Preisstifter aufmerksam, indem er Kraus den »sehr; sehr fernen Leitstern« Gremlizas nennt, ohne zu ahnen, daß damit nicht die Hälfte der Distanz beschrieben ist, die dieser zwischen sich und jenem erkennt, und ohne die naheliegende Frage zu fürchten, was ihn am literarischen Abstand zwischen Goethe oder Lessing und den Stiftern nach diesen genannter Preise nicht stört. Wer aber den Joachim Kayser zum Leitstern sich erkürt, kaufe Brandsalbe.

3. KONKRET an Kanzleramtsminister Schäuble (CDU):

*Dem Nachrichtenmagazin »Spiegel« Nr. 18/86, Seite 21, entnehmem wir, daß der Herr Bundeskanzler nach Lektüre des Artikels »Die doppelte Moral des Helmut Kohl in KONKRET 1/83 »wie alarmiert gewesen sei. Wörtlich heißt es im»Spiegel«- »Kohl rief, für ihn völlig ungewöhnlich, sofort auf einer Sonderleitung den damaligen Verfassungsschutz-Chef Richard Meier an und wollte von ihm wissen, was er von der Geschichte halte und auf welche Informationen sich der Autor stütze.«*

*Die besagte Januar-Ausgabe von KONKRET war am 21. Dezember 1982 erschienen. Am 29. Dezember 1982... wurde der Neue Konkret Verlag von Beamten der BKA-Abteilung Staatsschutz.. einer Hausdurchsuchung unterzogen wobei mehrere Ordner Redaktionsunterlagen beschlagnahmt wurden..*

*Der Grund für die bundesanwaltliche Maßnahme, die Veröffentlichung der sogenannten Langemann-Papiere- lag zum Zeitpunkt der Durchsuchung bereits neun Monate zurück.. Schon damals hatten wir und andere Beobachter vermutet, daß das Bundeskanzleramt die Bundesanwaltschaft zur Durchsuchung der KONKRET Redaktion gedrängt habe Die Darstellung des »Spiegel«, wonach der Kanzler selbst beim Chef des Bundesamtes für Verfassungsschutz nach den Quellen der KONKRET-Veröffentlichung recherchiert hat, erhärtet diesen Verdacht. Darum fragen wir sie:*

*1. Hat der Bundeskanzler oder ein Beamter des Kanzleramtes in der Zeit zwischen dem 21.12.82 und dem 29.12.82 mit den Strafverfolgungsbehörden direkt Kontakt aufgenommen, um sich aber den Verlauf der Ermittlungen gegen KONKRET zu informieren?*

*2. Hat der Bundeskanzler oder ein Beamter des Kanzleramtes bei dieser Kontaktaufnahme die Möglichkeit der Hausdurchsuchung beim Neuen Konkret Verlag mit den Strafverfolgungsbehörden oder dem Bundesministerium der Justiz diskutiert?*

*3. Haben die Strafverfolgungsbehörden dem Kanzleramt und/oder dem Bundesministerium der Justiz im Anschluß an die Durchsuchung Nachricht gegeben, ob redaktionelle Unterlagen zur Veröffentlichung des KONKRET-Artikels »Die doppelte Moral des Helmut Kohl« oder andere die Person des Bundeskanzlers oder die seiner Mitarbeiterin, Frau J Weber,*

*betreffende Unterlagen gefunden bzw. beschlagnahmt wurden?*

Kanzleramt an Konkret:

*Im Auftrag von Bundesminister Dr. Wolfgang Schäuble bestätige ich den Eingang ihres Fernschreibens vom 28, April 1986, Weder der Bundeskanzler noch das Bundeskanzleramt haben zu irgendeinem Zeitpunkt im Zusammenhang mit der von ihnen erwähnten KONKRET-Veröffentlichung Kontakt mit den Strafverfolgungsbehörden gehabt oder Informationen von ihnen erhalten.*

*Mit freundlichen Grüßen*

*Dr. Ackermann*

Wen also hat Schäubles Vorgänger Schreckenberger in jener Woche gefragt, wie es mit dem Strafverfahren gegen KONKRET wegen Langemann stehe, wenn nicht die Strafverfolgungsbehörden? Den Portier? Wir wollens Prüfen.

Konkret 06/86, S. 6

# an Konkret

**ELITÄRE SCHEISSE**

KONKRET 5/86: »EIN TRIUMPH DER LEERE«, HANS-ULRICH RECK ÜBER DIE NEUE WOHNKULTUR

Das Warnschild »Ein Triumph der Leere« hätte mich zurückhalten müssen - aber ich blieb in der Müllhalde stecken, die der Publizist aus Basel angehäuft hat. Als ich mich bleich und übelriechend wieder in meine klinisch saubere, weiße Wohnung gerettet hatte, brachte ich nichts als die Erkenntnis mit, daß der Publizist aus Basel jenes Schrotthaus, das herbeizuwünschen er noch nicht einmal sich selber weismachen kann, aus ideologiekritischem Sperrmüll längst zusammengeleimt hat. Ich vergreife mich an seiner unwirtlichen Behausung und reiße mutwillig ein paar Papptafeln heraus: »Verkleisterte Gehirne, gut designte Wohnwände, zu Ende geordnete Lebenstechnik.«

In einer Epoche, da dieser Wohnkulturkommissar erst einmal nach Herzenslust durchgreifen könnte, brächte er als erstes die Müllabfuhr auf Vordermann, um sodann das restliche Leben technisch zu Ende zu ordnen. Mit anderen Worten: neben diesem Elaborat gewinnt jeder Allgemeine Leitartikel aus Frankfurt eine lyrisch anheimelnde Qualität .

PAUL BEHRENS

DÜSSELDORF

**SCHICKSAL**

KONKRET 4/86: »DIE INTERNATIONALE TANZT« VON GERTRUD KOCH

Der Film »Rosa Luxemburg« zeigt sie selbst als Mystikerin, Prophetin und Revolutionärin. Dies wird radikal aufgezeigt.

Zuschauer ohne historisch-politische Vorkenntnisse der deutschen Geschichte lernen jedoch wenig dazu. Es sieht für sie so aus, als wenn Rosa Luxemburg nach dem 1. Weltkrieg zwar für eine gerechtere Welt, aber gegen ein namenloses Schicksal kämpft. Margarethe von Trotta vermeidet den Begriff der Kommunistischen Partei, wie auch, auf die Interessenlage der großen Wirtschaftskonzerne hinzuweisen. Rosa Luxemburg wird dabei also nicht mit der Bezeichnung Kommunistin in Zusammenhang gebracht. Ihr Todesjahr 1919 ist auch das Gründungsjahr der NSDAP.

HELMUT PFAFF

FRANKFURT

**30 ZENTIMETER**

KONKRET 5/86: »WER 'A' SAGT, MUSS AUCH 'A' MACHEN VON BERNHARD SCHNEIDEWIND

Ich bin von Zeit zu Zeit in der Hafenstraße, Herr Schneidewind. Und mein Bett befindet sich ca. 30 Zentimeter über dem Boden.

Ist das zu hoch?

Es täte mir leid.

JÖRG WELLBRÖCK

HAMBURG

**SCHNARCHSÄCKE**

KONKRET 5/86: »BIRNENTUM UND CAESARISMUS« VON WOLFGANG POHRT

Bravo Pohrt! Diesmal hast du's uns Schnarchsäcken mal wieder so richtig gegeben. Und die da oben haben auch ihr verdientes Fett abbekommen. Die können nix, die taugen nix, die tun nix (außer Terror) und die nächste Diktatur kommt bestimmt.

Aber sag mal, wenn das alles so sonnenklar war, na, das mit der Tu-nix-Politik, Aussitzen etc. vom Louis-Philippe und seinen Epigonen, warum zum Gremliza ist denn dann keiner früher daraufgekommen? War wohl doch nicht so

einleuchtend.

Siehste, wenn wir dich nicht hätten. Eigentlich sollte man dich wegen deiner zynischen, anti-solidarischen Schreibe mit Berufsverbot bestrafen oder diesen Karl-Kraus-Preis verleihen. Aber du kriegst einen doch immer wieder rum. Saubazi, elender.

ULI FRANZ

HEIDELBERG

**FROH SEIN**

KONKRET 5/86, S. 28 ff: »CONTRAS KOMMEN NICHT DURCH« VON GEORG HODEL UND SARA RILKE

Die Contrabanden-Führer - korrupt wie sie sind - verschleudern also die amerikanischen Gelder - statt sie ihrem gedachten Zweck zuzuführen? Was soll daran schlimm sein? Vorausgesetzt der Bericht stimmt - müßte man doch darüber froh sein, daß sich die Mörderbanden mangels Masse aufzulösen beginnen! Die Autoren scheinen aber mehrere Probleme zu plagen: Kleinkriminalität in Honduras, ebendort Waffenschiebereien zwischen Contras und Militärs (wo nehmen die nur das Geld dafür her?), Verlust der honduranischen Souveränität, schließlich die Korruptheit als solche.

Lauter Scheinprobleme, die wohl davor warnen sollen, daß sich der Oberhäuptling in Washington, angesichts der mangelnden 'Effektivität' seiner Banden, entschließt, das Problem Nicaragua, ganz demokratisch und ohne jede Korruption, mithilfe seiner eigenen Gewaltmaschinerie lösen zu lassen!

Nur - worin soll der Unterschied für die Nicaraguaner bestehen?

THOMAS SAVINSKY

BERLIN

**GODS OWN COUNTRY**

KONKRET 5/85: »DISKOTHEK GLEIWITZ« HERMANN L. GREMLIZA ZUM STAATS-TERRORISMUS

Die Feststellung: »Der Menschheit (kann) Schlimmeres passieren als daß Bürger der USA sich nicht mehr trauen Gods own Country zu verlassen. Zum Schlimmsten gehört, daß sie sich noch trauen und wie« ist wohl die einzig richtige Schlußfolgerung, die sich aus dem medialen Kesseltreiben gegen Libyen ziehen läßt.

Es lebe der Kampf der Schwachen.

ACHIM MERGEHEN

DORTMUND

Die USA fördern über bestimmte Institutionen den internationalen Terrorismus, um die öffentliche Meinung zu stimulieren: wir brauchen eine starke Macht, die uns vor dem Terror schützt, eine »Weltpolizei« ' die USA. Diese Weltpolizisten-Rolle kann die Vorstufe zur Weltherrschaft sein, im Namen der verängstigten westlichen »Demokratien«.

W.-D. MUSWIECK

BARSINGHAUSEN

Nach den jüngsten Verlautbarungen führender Politiker, soll der Terrorismus auf das Schärfste und wenn nötig mit allen Mitteln bekämpft werden.

Betrachtet man das Beispiel »Celle« genauer, erscheint doch folgender Plan als äußerst vielversprechend: Die GSG 9 sprengt alle Militäreinrichtungen, Rüstungsindustrieanlagen, Großbanken und Gefängnisse in die Luft, bringt noch einige unliebsame Politiker um, entzieht damit dem Terrorismus die Angriffsziele und dadurch die Grundlage, wodurch dieser sich zwangsläufig in Nichts auflöst. Gut, was? Also dann mal los, mit frohem Sinn!

STEFAN REITER

OLIVER HANDEL

CHRISTIANE SCHWARZER

BRUNO RIEDL

KAISERSLAUTERN

**RICHTIGSTELLUNG**

KONKRET 4/86: »TOD DURCH ERNÄHRUNG« VON ANDREAS JUHNKE

I. In dem Artikel wird die irrige Auffassung vertreten, das Mittel Zwangsernährung hätte nur »sachkundig« angewandt werden müssen, dann wäre Sigurd Debus noch am Leben. Das, obwohl Friedlands Ausführungen, als med. Referent im HH-Strafvollzug mehr als deutlich machen, wos langgehen sollte: Mit allen Mitteln, dazu gehörte auch das Kampfinstrument der Zwangsernährung, die Aktion bedingungslos zu brechen suchen. Aus eigener Erfahrung weiß ich um diese Tortur, war sie mit Grund, warum ich diese Aktion am 40ten Hungerstreik-Tag abbrach, ohne hier die bekannten Details wiederholen zu wollen. Die Position, für eine »sachkundige« Zwangsernährung einzutreten, halte ich für genauso falsch, wie für »menschliche« Haftbedingungen zu kämpfen: An Gefängnissen gibt es nichts zu reformieren, sie gehören gekippt, genauso wie das kapitalistische System, ist es Ausdruck von Perspektivlosigkeit an Symptomen zu laborieren, ist Kleister.

II. Die Unterstellung Sigurd Debus hätte seine Beteiligung an eben diesem Hungerstreik über den damaligen Innenminister G. Baum bestimmt, ist eine Sauerei. Sigurd am 25.10.1980, drei Monate vor dem Hungerstreik: »Es muß jetzt eine langfristige Lösung bei den Haftbedingungen geben. Keine taktischen, kosmetischen Sachen mehr. Die Erfahrung bei der 'Integration' sind negativ: Unsicherheit, jederzeitige Rücknahme, Erpressungsversuche usw., die Spaltungsabsichten und die mögliche Verwertung durch den Apparat nach draußen: Verwirrung und Desinformation über die wirklichen Bedingungen in den Knästen.

Es wurde gesagt, daß ein Hungerstreik in der BRD immer ambivalent sei, weil Staat/Kapital die Guerilla als radikalste Negation des Systems selbstverständlich vernichten müssen. Und daß der Staat aus der Vernichtung (in den Knästen und Liquidationsfahnung) noch Legitimation für sich setzte: die Macht, es zu tun, produziert gleichzeitig die Rechtfertigung = Effektivität der Krisenbewältigung und die Abwehr der 'Gefahr, die uns alle bedroht’.

Das hängt von der Bestimmung der konkreten Situation und Entwicklung ab, es gilt nicht allgemein. Und jetzt erstmals ein westeuropäischer Hungerstreik, eine andere Dimension ist das und auch eine qualitative andere (mögliche) Mobilisierung.

Dazu noch:

Die zwei Tendenzen, die immer zu sehen sind beim Vorgehen gegen die Gefangenen (BRD). Eine Tendenz in Teilen der SPD/FDP, im Rahmen der Durchsetzung ihrer Projekte nach außen, ist Vermeidung politischer Schwierigkeiten im Ausland wegen der Haftbedingungen, dem absehbaren Tod von Häftlingen. Alles soll auf leisen Sohlen dahergehen. Dieser Punkt ist inzwischen weniger relevant für sie. Diese Linie will kurzfristig, teilweise 'Erleichterungen’, unterschiedliche Haftbedingungen, taktische Lösungsversuche, ist jetzt mehr nach innen gerichtet auf Teile der Linken (Baum). Andererseits kollidiert das mit ihrer allgemeinen Linie 'Terrorismusbekämpfung', die abschrecken soll und die den gebrochenen Gefangenen aus dem Hochsicherheitstrakt exemplarisch für die Sinnlosigkeit von Widerstand/bzw. Kampf präsentieren will.

Zweite Tendenz: Verständnis der Guerilla-Bekämpfung als offene Kriegsführung. Daher offene Praktizierung der Vernichtungshaft (und der Liquidationsfahndung). Mit toten Gefangenen wird dann innenpolitisch operiert. Für diese Linie ist ein Hungerstreik ein Anlaß, tote Gefangene zu produzieren (wie es die Briten - lt. taz wenigstens - bereits zum IRA-Hungerstreik angekündigt haben). Die psychologische Kriegsführung macht parallel die Kampagne.«

III. Es ist zwar richtig, daß Sigurd und ich am 9ten Hungerstreiktag ins Untersuchungsgefängnis verlegt wurden, aber irreführend, wenn in diesem Artikel durch Weglassung der Eindruck entsteht, wir wären ins ZKH (Zentralkrankenhaus der UHA), auf eine Station des ZKH verlegt worden. Unsere Zellen befanden sich auf der Iso-Station B2. Selbstverständlich gab es von uns zu keinem Zeitpunkt ein Einverständnis zu einer 'Betreuung' durch Knastärzte. Knastmedizin ist in der Regel so angelegt, die Interessen der Knastleitung und nicht die der Gefangenen zu unterstützen.

HANS-JOACHIM GRUSCHKA

HAMBURG

Konkret 06/86, S. 8

**Walter Boehlich**

# Buch des Monats: Die Mörder siegen

**Über Marguerite Duras Aufzeichnungen aus dem Widerstand: »Der Schmerz«**

Die einen haben schlechte Träume, die anderen offenbar ein gutes Gewissen. Die unruhig schlafen, das sind die Opfer; die ruhig weiterleben, das sind die Täter. Die Täter und Mittäter, die Schuldigen und Mitschuldigen halten es für selbstverständlich, daß ihnen verziehen worden ist, denn was haben sie anderes getan als ihre Pflicht. Macht ihnen noch jemand Vorwürfe? Ist es ihnen unbehaglich, als Touristen in die Länder zu fahren, die sie einmal überfallen und unterdrückt haben? Nein, sie sind mit sich selbst beschäftigt, und wenn von Toten geredet wird, dann sind das ihre eigenen, für die endlich ein Ehrenmal hermuß: die heldenhaften Soldaten (die Waffen-SS immer eingeschlossen), die unschuldigen Zivilisten, Opfer allesamt.

Die Täter haben ihre Taten vergessen, können sich an nichts erinnern. Irgendjemand hat sich vielleicht damals nicht ganz korrekt verhalten, aber schließlich war Krieg, da kann man nicht auftreten wie die Heilsarmee. Wenn was war, dann waren es immer die anderen; wenn es hochkommt, kann man sich auf den Befehlsnotstand berufen. Mit den Worten der Hoechst AG: die Geschichte des Dritten Reiches ist ein Teil unser aller Geschichte - wir müssen alle gemeinsam mit dieser Geschichte leben. Und zwar möglichst gut und möglichst unangefochten.

Hat man je gehört, daß einer von denen, die die halbe Welt erobern wollten oder sollten und bei dieser Gelegenheit die reine Lehre der reinen Rasse durchgesetzt haben, in Tränen ausbricht, wenn er seiner Vergangenheit begegnet? Weint Hess in Spandau? Hat Speer in Spandau geweint? Hat Globke im Kanzleramt geweint? Weinen die Euthanasieärzte, die furchtbaren Juristen, die Sklavenhalter? Weinen die kleinen Helfershelfer und die großen Verbrecher? Weint irgendwer um die, die ihm heute fast so fremd sind wie vor fünfundvierzig Jahren, um die Gefolterten, bei Nacht und Nebel Abgeholten, die durch Arbeit Vernichteten? Sie weinen nicht, nicht bei Tage und nicht bei Nacht.

Die Trauerarbeit überlassen sie ihren Opfern. Die sind bis heute nicht fertiggeworden mit dem, was ihnen angetan worden ist. In ihren Träumen sind die Mörder unsterblich, und diese Mörder tragen deutsche Namen. »In meinen Träumen«, hat Marguerite Duras gesagt, »bin ich immer schuldig. Und die Deutschen sind die ewigen Sieger. Es ist immer das gleich Szenario: Ich gehöre zur Résistance und werde verraten. Und die Deutschen sind da. Seit vierzig Jahren.«

Es nützt ihr nichts, daß sie vielleicht vergessen möchte, es nützt ihr auch nichts, daß sie etwas, was mit der Résistance und den Deutschen zusammenhängt, tatsächlich vollkommen vergessen hatte: ein Tagebuch aus dem Frühsommer der Befreiung. Daß sie sich nicht mehr erinnern konnte, diese Seiten je geschrieben zu haben, nicht mehr wußte, wo und wann sie das getan hatte, ohne doch zweifeln zu können, daß die Schrift ihre war, die Erlebnisse ihre waren, liegt allerdings nicht nur an den deutschen Mördern, sondern auch an ihrem eigenen Tun. Die Gründe für eine solche Amnesie können nicht bei anderen gesucht werden. Ebenso die Gründe für die plötzliche Wiedererinnerung.

Als der Ruhm sie endlich erreicht hatte, nach der Veröffentlichung des »Liebhabers«, bat eine kleine Zeitschrift sie um einen frühen Text. Beim Suchen stieß sie auf zwei Hefte mit alten Aufzeichnungen, aus denen ihr neuestes Buch geworden ist: »Der Schmerz«, (der unvorstellbare Schmerz, der von den deutschen Konzentrationslagern ausstrahlte).

Unter den sechs unterschiedlichen Texten, die in ihrer ursprünglichen Fassung alle auf die Jahre 1945 und 1946 zurückzugehen scheinen, ist die Titelgeschichte der wichtigste. Und der vermutlich am wenigsten bearbeitete. Er berichtet vom Warten auf die Rückkehr der Verschleppten, vor allem vom Warten der Autorin auf die Rückkehr ihres Mannes, den die Deutschen nach Buchenwald gebracht hatten. Gefunden worden ist er schließlich von Mitterrand in Dachau. Da wog der Mann von fast einsachtzig noch 38 Kilogramm. Allein gehen konnte er nicht mehr, aber er wollte zwanghaft noch immer die deutschen Büttel grüßen. Er kam spät zurück, nach langen Wochen unerträglicher Ungeduld und Ungewißheit. Niemand wußte, ob er überhaupt noch am Leben war, und es sieht so aus, als habe Marguerite Duras wenigstens unbewußt gewünscht, daß er nicht mehr lebe. Die Bilder, in denen sie sich wieder und wieder seinen Tod auf der Landstraße vorstellt, sind wohl auch Wunschbilder. Ihr Mann war ihr fremd geworden, und die besessene Hingabe, mit dem sie ihn gesundpflegt, immer mit der Hilfe des Mannes, der an seine Stelle getreten ist, hat Züge uneingestandener Schuld, denn wenn er gesund ist, wird sie ihm sagen, daß sie mit ihm nicht mehr leben will. Sie hat ihn gerettet, aber für sein Leben ohne sie, und niemand erfährt, was das für ihn bedeutet hat.

Was sie interessiert, ist nicht der Mann, es ist sie selbst. Immer hat sie sich nur für Frauen interessiert, für das, was Frauen erleben , ohne Rücksicht auf übernommene Rollenspiele. Sie hat etwas über sich selbst erfahren wollen, darüber, wozu sie fähig war, und dann auch rücksichtslos. Je älter sie geworden ist, desto mehr hat sie sich preisgegeben. Nirgends freilich so wie im »Schmerz«. In ihm ist allerdings nicht nur die Rede von ihr und ihrem Mann und dem Manne, mit dem sie danach

zusammenleben wird, sondern auch von dem collaborierenden und dem befreiten Frankreich, von der Résistance einerseits und de Gaulle andererseits.

Nichts spricht dafür, daß die Beurteilungen der tatsächlichen Lage sehr viel später eingefügt worden sind; sie sind klar und gnadenlos, denn in ihnen wird geschildert, wer den Krieg gewonnen und wer ihn verloren hat. Der Gewinner ist de Gaulle und mit ihm die Bourgeoisie. Die Résistance hat ausgespielt, und mit ihr »das Volk«, das entwaffnet wird. Es hat seine Schuldigkeit getan. Jetzt geht es um die Rekonstruktion der alten Herrschaft:

»Das ist die Rechte. Was Sie da sehen, ist das gaullistische Personal, das seine Plätze einnimmt. Die Rechte hat den Krieg überstanden und sich im Gaullismus wiedergefunden. Sie werden sehen, daß sie gegen jede Widerstandsbewegung sein werden, die nicht unmittelbar gaullistisch ist. Sie werden Frankreich besetzen.« Das ist mit den Augen der Linken gesehen, nicht lediglich mit den Augen der KPF, der sich Marguerite Duras später für eine kurze Weise anschloß.

Es ist ziemlich genau, was auch bei uns in den drei Westzonen geschah. Auch bei uns wurde der Widerstand jahrzehntelang auf den 20. Juli und die Weiße Rose reduziert. Gegen Hitler gekämpft, lautete die herrschende Meinung, hatten nicht die, die in die KZs verschleppt und dort umgebracht worden waren, sondern allein das Bürgertum, das sich mit Hitler die Macht teilen wollte. Was drüben de Gaulle vertrat, vertrat hüben Adenauer, der indessen im Kriege weniger riskiert hatte als sein französisches Pendant. Als de Gaulles Gegenspieler kommt Mitterrand ins Bild, der erst sehr spät eine ebenso geringe Chance bekam wie bei uns Brandt, mit beinahe vergleichbaren Anpassungserscheinungen an die längst vergebene Macht.

Das Entsetzen, das bei uns recht stumm geblieben ist, das Entsetzen vor der kalten Organisation von Mord und Unterdrückung, auch das Entsetzen, daß ein Volk wie die Deutschen dazu fähig war, ist bei Marguerite Duras ständig anwesend. Aber ihr Verhältnis zu den Deutschen ist ambivalent. Einerseits sind sie die Mörder, vielleicht sogar die Mörder ihres Mannes, andererseits ist, was die Deutschen getan haben, nicht bloß deutsch. Einerseits identifiziert sie sich, wie anders, mit den Opfern der deutschen Politik und des deutschen Rassenwahns und sagt, daß 'wir', also die Résistance-Kämpfer, zu den Vergasten von Maidanek gehörten, andererseits besteht sie darauf, auch zur 'Rasse der Nazis zu gehören. »Wenn man aus den Nazigreueln ein deutsches Schicksal macht«, sagt sie, »und nicht ein Kollektivschicksal, schränkt man den Menschen von Bergen-Belsen auf die Dimensionen einer Regionalfigur ein. Die einzige Antwort, die sich auf dieses Verbrechen geben läßt, ist die, daraus ein Verbrechen aller zu machen. Es zu teilen. Ebenso wie die Idee der Gleichheit, der Brüderlichkeit. Um es zu ertragen, um die Vorstellung davon auszuhalten, das Verbrechen teilen.«

Das hätte einen Sinn gehabt, wenn die Deutschen ihr Verbrechen angenommen und nicht von sich weggeschoben hätten. 1946 hat niemand - jedenfalls außerhalb der deutschen Grenzen - damit rechnen können, welche Fähigkeiten der Verdrängung und der Leugnung die Schuldigen entwickeln würden. Sie konnten aber nicht beides haben: die eigene Unschuld und die Mitschuld der anderen. Weder haben wir, und am wenigsten die Schuldigen, das Verbrechen als zunächst unseres erkannt, noch haben die anderen es mit uns teilen wollen, mit dem Ergebnis, daß wir zwar 'wieder wer sind', alle anderen aber mit dem Finger auf uns weisen. Wir waren besser im Morden als im Trauern.

Und natürlich haben wir auch unser Problem mit den Juden nicht gelöst. Wir haben es, wie überflüssig es immer sein mag, immer noch, sind immer noch unfähig, uns mit den ermordeten wie mit den überlebenden Juden zu identifizieren. Bei Marguerite Duras dagegen ist diese Identifikation ungewöhnlich stark. Sie hat zwar nicht gewollt, daß die Deutschen als allein Schuldige zu einer anderen Art Juden würden, wie sie sagt, aber im Gegensatz zu der bei uns keineswegs schweigenden Mehrheit ist sie fähig, in den ermordeten Juden sich selbst ermordet zu sehen. Überall in ihrem Werk spielen Juden eine entscheidende Rolle, nicht erst seit 1968 und dem berühmt gewordenen Satz *'wir sind alle deutsche Juden'*, der entscheidend für »Zerstören, sagt sie« geworden ist, sondern von Beginn an, wie der kleine, sicherlich erst spät in diese Form gebrachte Text »Aurilia Paris« beweist. Das ist etwas anderes als Alfred Anderschs gutgemeintes »Sansibar«. Andere Texte im »Schmerz« behandeln anderen heikle Fragen. Den Umgang mit einem Gestapo-Mann, das Verlangen, mit einem Verräter zu schlafen, die Folterung eines Denunzianten, das Mitleid mit dem »Soldaten-Liebchen«. Sie selbst hat das Verhör geleitet, sie selbst ist der Ansicht gewesen, daß geschlagen werden müsse, daß es nie wieder Gerechtigkeit geben werde, wenn man in einem solchen Augenblick nicht selbst die Gerechtigkeit sei - wahr, aber für das deutsche justizförmige Denken inakzeptabel. Nie haben wir die Gerechtigkeit in die Hand genommen; wir ziehen verspätete Prozesse ohne Gerechtigkeit vor.

Daß Marguerite Duras diese Texte wirklich vergessen hat, ist verständlich, aber sie hat nur diese Texte vergessen, nicht was sie damals beunruhigt hat. Jahre später, in »*Hiroshima, mon amour*« hat sie das Thema der 'schwachsinnigen Gerechtigkeit' fast schlafwandelnd wieder aufgenommen. Da taucht die Geschichte von Riva, dem geschorenen Mädchen, das einen deutschen Soldaten nicht lieben wollte und doch liebte, wieder auf. Und so wie sie 1945 den deutschen Gestapomann entlastete, weil er zwei Jüdinnen das Leben gerettet hatte, 'entlastet' sie vierzehn Jahre später Riva: »Ein Mädchen scheren, weil es in Liebe einem offiziellen Feind seines Landes angehörte, ist ein Absolutes an Scheußlichkeit und an Dummheit zugleich«. Eine männliche Scheußlichkeit nebenbei gesagt, die an den Schwachen rächt, was für die Männer

selbst die reine Natur scheint.

---

Marguerite Duras, Der Schmerz. Aus dem Französischen von Eugen Helmlé. Carl Hanser Verlag, München 1986. 207 Seiten, 16,- DM.

Konkret 06/86, S. 10

**Hermann L. Gremliza**

# Nichts geht mehr

Wie viele unter uns begreifen schon die Gefahren und die Abläufe moderner Nukleartechnik? Wir können unserer Unvollkommenheit als Menschen nicht entrinnen.
Helmut Kohl

Das mag ja sein. Daß wir aber der Unvollkommenheit dieses Menschen nicht sollen entrinnen können, dem Geplärr nach Informationen, mit denen er nichts anzufangen wüßte, dem aufdringlichen Besserwissen des Unbeleckten, dem größten anzunehmenden Unfall eines Regierungssystems - das ist ein bißchen zuviel verlangt. Mir reicht schon das Restrisiko, das sein Herausforderer Rau darstellt: »Ich habe gesagt, die Sensibilität muß wachsen.«

Wie die Regierenden blamierte sich auch jene Mißgeburt aus angeborener Dummheit und erworbener Korruption, die feiertags als vierte Gewalt ausgeht: Was man noch essen darf, stand »exklusiv in Bild am Sonntag«, und »Erste Hilfe nach dem Versagen der Behörden« bot feierlich die »Bunte Illustrierte« - Leben und Gesundheit lagen für Wochen in den Händen der monegassisch-gynäkologischen Fachpresse. »Wichtigtuerei, Profilierungssucht und halbgare Katastrophenmeldungen haben einen Flickenteppich an Desinformationen hinterlassen, wie sie das KGB in seinen besten Zeiten nicht zuwege gebracht hätte«, klagten die Wichtigtuer und Desinformanten aus jenem Verlagshaus an der Mauer, aus dem zugleich der Tod von 30.000 Ukrainern und die totale Sicherheit bundesdeutscher Atomkraftwerke gemeldet wurde.

Und erst die Experten, die sich dieses System so hält! Am Tag vor dem Unfall in Tschernobyl erschien im »Deutschen Ärzteblatt« die wissenschaftliche Erkenntnis des Vorsitzenden der Vereinigung Deutscher Strahlenschutzärzte e.V., Wilhelm Börner: »Im übrigen zeigen Wahrscheinlichkeitsanalysen, daß über Störfälle hinausgehende Unfälle mit möglichen gefährlichen Strahlenexpositionen der Bevölkerung äußerst unwahrscheinlich sind.« Wer dem Strahlen solcher Typen ausgesetzt war, muß den Zynismus britischer Kapitalisten geradezu dekontaminierend finden: »Accidents will happen. To make technology as safe as possible is to make it useless«, hieß es im »Economist«. Nur wer wagt, kann Gewinne machen.

Insgesamt aber sieht es wohl so aus, daß die Zukunft bei den Repräsentanten dieses politischen und gesellschaftlichen Systems nicht gut aufgehoben ist. Und bei der Konkurrenz?

Über Nacht hat der Nein-danke-Kleber auf der Heckscheibe des Lada Nova eine neue Bedeutung gewonnen. Er ist nicht mehr bloß Protest des kommunistischen Fahrzeughalters gegen eine Gesellschaftsordnung, die das leibliche Wohl der Akkumulation von Kapital unterordnet; er ist jetzt auch Dissidenz-Anzeiger: Der Glaube des Parteimitglieds, daß kommunistische Atomkraftwerke gute Atomkraftwerke sind, ist gebrochen. Ja, im wissenschaftlichen Sozialismus scheint die Lernfähigkeit nicht größer zu sein als in Bonn, wenn ein so kluger Mann wie Walentin Falin jetzt noch daherredet wie ein beliebiger Hermann Rappe: »Wir alle, in West und Ost, können ohne diese Technologie nicht normal weiterleben.«

Also: lieber ohne Atomkraftwerke nicht normal, als mit Atomkraftwerken gar nicht. Und was heißt hier schon normal weiterleben? Wenn es, in West und Ost, mit der Anhäufung von Atombomben, Atommeilern und Atommüll so normal weitergeht, wie es in den letzten dreißig Jahren gegangen ist, wird es keine dreißig weiteren geben, die wir erleben können.

Doch, bitte, keinen Religionskrieg. Die wissenschaftliche Erforschung und die wirtschaftliche Nutzung der Atomkraft sind nicht an sich böse. Sie setzen bloß gesellschaftliche Verhältnisse voraus, die jede Mißachtung von Risiken unter finanziellem oder bürokratischem Druck ausschließen. Das verbietet jeden wirtschaftlichen Einsatz, wo *safe as possible* gleichbedeutend ist mit *useless*. Ob eine kommunistische Gesellschaft dazu taugte, kann offenbleiben - sicher ist nach Tschernobyl, dem schlimmsten der bislang gezählten 152 AKW-Unfälle, daß die in Generationen währendem Überlebenskampf geformte und deformierte Gesellschaft des Typs »realer Sozialismus« nicht dazu taugt, und zwar, da es in dieser Frage keine Abstufungen der Tauglichkeit gibt, so wenig wie die kapitalistische.

Die Parole wird also heißen: Schluß, aus, abschalten, hier wie dort, sofort. Und viele werden zuerst nach Osten blicken, wie Heiner Geißler, der die Liquidierung aller Reaktoren sowjetischer Bauart verlangte. Daß die Sowjetunion damit nicht nur im weltweiten Wirtschaftskrieg mit den USA zurückgeworfen würde und beispielsweise ihr Öl, das sie nach Kuba und Nicaragua schickt, selbst verfeuern müßte, kommt dem besorgten Christenmenschen nicht weniger zupaß als die nukleare Abrüstung der Sowjets, die ihr Waffen-Plutonium aus Atomkraftwerken holen. Die Vorrüstung des Westens kann sich auch auf diesem Feld sehen lassen: 65 Atomkraftwerken der Warschauer-Pakt-Staaten stehen 214 der Nato gegenüber. Geißler

wünscht sich 0 zu 300 und dann noch SDI - mit atomar gespeisten Weltraumwaffen der Güteklasse Challenger, Titan und Delta.

Weil es keine friedliche, nicht einmal eine bloß zivile Nutzung der Atomenergie gibt, muß der Kampf gegen Bau und Betrieb von Atomkraftwerken als Kampf um weltweite Abrüstung begriffen werden. Was die 50.000 atomaren Sprengköpfe angeht, so hat Moskau zuletzt Vorschläge gemacht, als wäre der Vorsitzende der Aktion Sühnezeichen dort Generalsekretär geworden: Abrüstung auf null bis zum Jahr 2000. Und man glaube nicht, daß die impertinente Gelassenheit, mit der das politische System der Sowjetunion auf den Schock von Tschernobyl reagierte, schon das letzte Wort war. In Spitälern und an Gräbern werden die Mitglieder des Zentralkomitees die Gefahren moderner Nukleartechnik begreifen lernen. Nachhelfen wird der vereinte internationale Widerstand gegen mobile und stationäre Atombomben, letztere Kernkraftwerke genannt.

Für taktische Geplänkel ist so wenig Zeit wie für Debatten mit dem von Industrie und Bürokratie ausgehaltenen Expertenpack. Die Atombomben müssen verschrottet, die Atomkraftwerke abgewrackt werden. Wer immer zu diesem Ziel beiträgt, verdient Unterstützung, gleich welche Mittel er ergreift (seit Tschernobyl weiß man, was das sein kann: Gewalt). Und weil es ja auch noch sowas gibt wie Wahlen: Keine Stimme für einen Kandidaten und eine Partei, die mit neunmalklugen Vorbehalten sog. langfristige Lösungen versprechen. Gemessen an den Zerstörungen, die das Eintreten des allseits eingeräumten »Restrisikos« in nur einem Fall anrichtete, sind die Kosten der sofortigen Abschaltung aller Atomreaktoren ein Fliegenschiß.

P.S.: Helmut Kohl hat gesagt, daß die »Kernenergie« durchaus »ethisch zu verantworten« sei, obwohl er selbst eigentlich nichts davon verstehe. Darf man fragen, wieviel Scheine das Couvert diesmal enthielt?

Konkret 06/86, S. 12

# Das Loch

Es steht ganz links, nennt sich Kommandeur, ist der Held von Mogadischu und Celle, Kuratoriumsmitglied im Brüsewitz-Zentrum und zu jeder Terrortat bereit: Ulrich K. Wegener. Knapp acht Jahre noch dem Terrorangriff auf Celle, vier Wochen vor dem schönen Anschlag auf eine Westberliner Diskothek und sechs Wochen vor dem Terrorangriff auf Libyen zeichnete der US-Präsident GSG-9-Wegener mit dem Offizierskreuz der Legion of Merit aus. Reagans Koordinator für internationale Sicherheitsangelegenheiten, Noel C. Koch, reiste dafür an den Rhein. In der Verleihungsurkunde heißt es: »Die beispielhaften Fähigkeiten, Fleiß und Pflichtgefühl General Wegeners haben zu hervorragenden Arbeitsbeziehungen zwischen den bundesdeutschen und amerikanischen Dienststellen zur Bekämpfung des Terrorismus geführt. Sein persönliches Eingreifen in Bereiche der Verwaltung und des Einsatzes erweiterten und verbesserten die Bundespolitik der Vereinigten Staaten.« Um das Einsatzgebiet Wegeners noch deutlicher zu machen, schickte die Bonner US-Botschaft eine Pressemitteilung hinterher. Dort heißt es: »Er hat Regierungsbeamte und Kommandeure von Anti-Terror-Einheiten zur Zusammenarbeit angehalten und auch dazu, ihr Wissen, ihre Sorgen, Erfahrungen und Lehren aus terroristischen Anschlägen auszutauschen, um den Terrorismus zu besiegen.« Im Klartext: Wegener hat dazu angehalten, Erfahrungen und Lehren aus terroristischen Anschlägen auszutauschen. Nur folgerichtig dann: »Diese öffentliche Anerkennung und Würdigung seitens der Regierung der Vereinigten Staaten ist lange überfällig.« Weitere Fragen? Keine.

Konkret 06/86, S. 14

**Holger Strohm**

# Alles in Butter?

**Die Bundesregierung erklärt, daß es zu keiner Zeit eine akute gesundheitliche Gefahr für die Bewohner der BRD wegen des Unfalls in Tschernobyl gegeben habe. Die Bundesregierung erwägt, Schadenersatz von der Sowjetunion zu verlangen. Dafür, daß zu keiner Zeit Gefahr bestand? Oder ahnt die Bundesregierung, was Holger Strohm schon zu wissen glaubt: daß die späten Opfer von Tschernobyl auch in der BRD nach Hunderttausenden zählen werden**

**KONKRET**: Holger, du hast in deinem Buch »Friedlich in die Katastrophe« und in vielen Beiträgen für KONKRET seit 1974 einen Super-GAU prophezeit. Hattest du jemals gezweifelt, daß deine Voraussage sich bestätigen würde?

**Strohm**: Nein, ich habe immer gewußt, daß es passiert. Noch zwei Wochen vor dem Reaktorunfall in Tschernobyl habe ich Vorträge gehalten in Baden-Württemberg und Bayern, und ich habe dort den Menschen erzählt, daß sich demnächst ein großer Unfall irgendwo ereignen wird. Das war auch nicht schwer vorauszusagen. Die britische Regierung zum Beispiel hatte 1974 einem Elektrizitätswerk in England die Betriebsgenehmigung für Leichtwasserreaktoren verweigert, wie sie in der Bundesrepublik gebaut werden, mit der Begründung, diese wären zu unsicher. Britische Experten rechneten schon damals damit, daß ab 1980 sich alle 5 Jahre irgendwo in der Welt ein großer Unfall mit einem Leichtwasserreaktor ereignen werde.

**KONKRET**: Warst du überrascht, daß sich nun der erste große Unfall in der Sowjetunion ereignete?

**Strohm**: Das war nicht der erste große Unfall. Wir haben in der Sowjetunion schon 1958 einen gehabt, bei dem tausende Menschen umgekommen sind. Ich habe natürlich gewußt, daß sowjetische Reaktoren gewisse Sicherheitskomponenten nicht haben.

Ich weiß aber, daß diese Sicherheitskomponenten, die in den bundesdeutschen Reaktoren installiert sind, zum großen Teil nicht funktionieren. Dann weiß ich, daß hier die Leistungsdichte höher ist, daß zum Beispiel in den Brennelementen bis zu 20 Prozent Plutonium eingesetzt wird, was in der Sowjetunion eben nicht geschieht. Es war und ist deshalb sehr schwierig abzuschätzen, welche Reaktoren letztendlich die gefährlicheren sind. Das in der Sowjetunion war auch ein Leichtwasserreaktor, allerdings ein anderer Typ als die in der Bundesrepublik gebauten. Aber er hat, wie in westlichen Fachzeitschriften zu lesen war, einige geniale Sicherheitsvorkehrungen. Grundsätzlich muß man feststellen, daß alle Reaktoren ihre Risiken haben, und das gilt natürlich auch für die US-Reaktoren, die in der Bundesrepublik gebaut werden. So haben am 12.4.1972 in Würgassen alle vier redundanten Systeme, auf die sich Herr Zimmermann immer beruft, versagt. Wir wissen, daß es im Siedewasserreaktor von Brunsbüttel eine ganze Reihe von schweren Unfällen gab. Es wurden dort routinemäßig Sicherheitskomponenten überbrückt, der Atomkraftwerksbetreiber hat anscheinend mit Duldung der schleswig-holsteinischen Behörden die Protokolle über die Strahlenfreisetzung gefälscht. All das zeigt, daß deutsche Reaktoren überhaupt nicht sicher sind, am wenigsten die Siedewasserreaktoren, die deshalb in der ganzen westlichen Welt nirgendwo gebaut werden - aber die Bundesregierung hat den Nerv gehabt, den größten Siedewasserreaktor der Welt in Krümmel/Geesthacht, 14 Kilometer von Hamburg entfernt, zu bauen. Vor diesem Reaktor habe ich ganz besondere Angst, denn dort ist das 25 bis 80fache der Radioaktivität enthalten, die in dem Reaktor in Tschernobyl drin gewesen ist.

**KONKRET**: Also unter den größten anzunehmenden Super-Unfällen von den Atomkraftwerken in Europa war der von Tschernobyl einer der kleinstmöglichen?

**Strohm**: Ja. Wir haben Glück gehabt, weil das ja auch ein militärischer Reaktor ist, das heißt, man kann die Brennelemente nur kurzfristig im Reaktor lassen, man geht da ungefähr von 4 bis 7 Wochen aus. Warum? Man möchte waffenreines Plutonium 239 bekommen, und wenn die Brennelemente zu lange drinbleiben, wird dieses Pu 239 mit anderen Isotopen verunreinigt. Wenn wir nun annehmen, daß in Tschernobyl die Brennelemente vier bis acht Wochen vor dem Unfall ausgetauscht worden sind - genau weiß man das bisher nicht -, dann würde das bedeuten, daß sich die Radioaktivität von 85 bis 170 detonierten Hiroshima-Bomben im Reaktor-Core befunden hat. Wenn wir von der optimistischen Annahme ausgehen, daß nur 70 Prozent der Radioaktivität frei geworden ist, dann bedeutet das ungefähr die Radioaktivität von 60 bis 120 detonierten Hiroshima-Bomben. In Geesthacht befindet sich nach drei Jahren Betriebsdauer eine vergleichbare Radioaktivität von 3000 bis 4000 Hiroshima-Bomben. Wenn sich dort ein Unfall ereignete, wäre das absolut tödlich für die gesamte Bundesrepublik und auch für viele westeuropäische Länder.

Tschernobyl war eigentlich kein typischer. Unfallverlauf. Gewöhnlich rechnet man damit, daß sich der Reaktorkern, das Core, aufheizt, weil die Kühlung ausfällt oder wegen eines menschlichen Versagens oder wegen Sabotage. Dann brennt das Core durch die Reste des Druckbehälters, durch die Betonumwandung, und wenn es mit dem kalten Boden oder Grundwasser in Berührung kommt, dann wird der Reaktor zerrissen. Dabei tritt Radioaktivität aus, die vom Wind als tödliche konzentrierte Wolke vor sich hergetrieben wird.

Dadurch, daß in Tschernobyl die Kuppel total weggesprengt wurde, und ein Brand ausbrach, ist die Radioaktivität in große Höhen aufgestiegen und über weite Gebiete verteilt worden.

**KONKRET**: Beim typischen Unfallverlauf wäre die Konzentration höher und tödlicher, in diesem Fall war sie geringer und weiter gestreut?

**Strohm**: Ja.

**KONKRET**: Was bedeutet diese weite Streuung des Tschernobyl-Fallouts für die Bundesrepublik?

**Strohm**: Es bedeutet, daß sich sehr hohe Werte in der Nahrung anreichern werden. Das gilt jetzt vor allem für das kurzlebige Jod-Isotop, das die Milch verseucht, weil ja die Kühe jeden Tag ihre hundert Quadratmeter radioaktives Futter abgrasen. Hinzu kommen aber noch Cäsium und Strontium und Plutoniumteilchen. Das heißt einmal, daß in Tierfleisch und Eiern in Zukunft hohe Konzentrationen gefunden werden. Es bedeutet auch, daß die Pflanzen verseucht werden. Man hat ja die Empfehlung gegeben, das Ganze unterzupflügen, und das wiederum bedeutet, daß die Radioaktivität bei der nächsten Aussaat von den Pflanzen unmittelbar aufgenommen werden kann, und daß wir hohe Anreicherungskonzentrationen in den Nahrungsmitteln finden werden. Professor Gofman, wohl der führende Experte auf diesem Sektor, hat nachgewiesen, daß selbst bei einem geringen Fallout durch die Kuhmilch-Kleinkind-Wege und über die Nahrungsmittel-Mensch-Pfade so große Mengen an Radioaktivität gespeichert werden, daß man in einem Gebiet wie der Bundesrepublik die Ernten für Jahrzehnte vernichten müßte, wenn man nicht billigend in Kauf nehmen will, daß die Krebsrate sich verzigfacht und genetische Schäden in den nächsten Jahrzehnten verstärkt, vielleicht verzehnfacht oder vielleicht verhundertfacht auftreten werden.

**KONKRET**: Gilt das bei den jetzt gemessenen Werten für die Bundesrepublik, oder ist das eine hypothetische Aussage unter bestimmten Annahmen?

**Strohm**: Der Beitrag von Gofman, auf den ich mich berufe, geht davon aus, daß in einer Wiederaufbereitungsanlage, die das radioaktive Potential von 192.000 Hiroshima-Bomben enthält, ein Zehntausendstel frei wird (das wäre die Radioaktivität von 19,2 Atombomben des Hiroshima-Typs), und daß von den 2000 radioaktiven Produkten, die sich in einer Wiederaufbereitungsanlage befinden, nur drei berücksichtigt werden: Cäsium 134, Cäsium 137 und Strontium 90. Damit würde ein Gebiet verseucht, das z.B. keilförmig von Norddeutschland bis nach Italien reichen würde. In diesem gesamten Gebiet dürften für Jahrzehnte keine landwirtschaftlichen Produkte mehr angebaut werden. Gofman beruft sich nicht auf theoretische Werte, sondern die Werte, die man auf den Marshall-Inseln bei den Wasserstoff-Bomben-Tests ermittelt hat, in den Nahrungsmitteln und in den Körpern der Südseeinsulaner: Konzentrationen von Strontium und Cäsium, die so hochgewesen sind, daß man die Leute sofort wieder zwangsweise evakuieren mußte, obwohl keine Umgebungsradioaktivität in der Luft und den oberen Erdschichten mehr gewesen ist. Nehmen wir einmal an, daß in Tschernobyl nicht die Radioaktivität von 19,2 Atombomben vom Hiroshima-Typ freigeworden ist, sondern 60 bis 150, und berücksichtigen wir, daß die Entfernung nicht 1000 Kilometer, sondern 1500 Kilometer betrug - dann kommen wir im Grunde auf die gleichen Werte. Wir sind in vergleichbarer Lage wie die Einwohner von Rongelap, die Opfer jener Wasserstoffbombentests. Dort hatte sich der Wind gedreht, und die Bewohner hatten in 1000 Kilometer Entfernung den Niedrigstfallout abbekommen, der am Anfang nicht sehr dramatisch war, aber später ist die Radioaktivität durch die Nahrungsketten so angestiegen, daß praktisch jeder dieser Inselbewohner Erfahrungen mit Krebs gemacht hat - zumindest in der Familie. Die Amerikaner hatten diese Bewohner nicht evakuiert, weil sie die Langzeitfolgen der ganzen Geschichte eingehend studieren wollten, und deshalb kennen wir heute die Folgen.

**KONKRET**: Und wie sehen die aus?

**Strohm**: Am stärksten betroffen sind kleine Kinder, von null bis vier Jahren und natürlich Embryos, weil die hundert- bis tausendmal strahlensensibler sind als Erwachsene. Sie speichern das in der Milch enthaltene Jod in den Schilddrüsen und da ihr wachsender Organismus viel Kalk benötigt, Strontium in den Knochen. Strontium zerstört das blutbildende Gewebe, und wenn Strontium in Yttrium 90 zerfällt, wird es in die Keimdrüsen eingelagert. Ich rechne damit, daß ein Drittel bis ein Fünftel der Kinder, die heute bis zu zwei Jahren alt sind, in den nächsten 10 bis 30 Jahren an Krebs erkranken können; viele werden genetische Schäden davontragen.

**KONKRET**: Mit dieser Einschätzung stehst du aber ziemlich allein.

**Strohm**: Die Politiker und Strahlenexperten hier in der Bundesrepublik befinden sich alle nicht auf dem neuesten Stand der Wissenschaft. Sie berufen sich alle auf Toleranzwerte, die Jahrzehnte zurückliegen. Sie haben gesagt, es bestehe keine akute Gesundheitsgefahr. Das stimmt. Aber es bestehen langfristige Gefahren, von denen nicht gesprochen wird.

**KONKRET**: Was wäre akute Gesundheitsgefahr?

**Strohm**: Die besteht ab 250 rad - da würde 50 Prozent der Bevölkerung in den folgenden Monaten sterben. Bei 500 rad sterben 90 Prozent; ab 600 rad überlebt keiner mehr, ab 3000 rad kriegt man einen tödlichen Nervenschock und bei 10.000 rad sieht man aus wie eine Wunderkerze. Wenn ich in einem Gebiet bin, wo 5 rad pro Stunde herrschen, bekomme ich in 24 Stunden 120 rad ab. Existiert hier eine Belastung von »nur« einem halben rad für ein Jahr, käme man im Laufe der Zeit doch auf Dosierungen, die sehr hoch sind. Hinzu kommt, was dann über die Nahrungskette läuft, denn das addiert sich

alles. Es gibt einige kurzlebige radioaktive Produkte, die schnell zerfallen. Das wäre Jod beispielsweise, aber nur Jod 13 1. Das andere, Jod 129, hat 17,25 Millionen Jahre Halbwertzeit, Jod 131 hat 8 Tage, nach 80 Tagen, 10 Halbwertzeiten, dann ist es wohl so zerstrahlt, daß es nur noch ganz geringfügige Schäden verursacht. Aber es gibt ja doch die anderen, die unangenehmeren Substanzen, die sogenannten transuranischen Aktinide.

Es gibt sehr viele Substanzen, die sich im Menschen anreichern. Und trotzdem spricht kaum einer über die Lungenbelastungen durch Radium, Uran, Plutonium, die ganzen radioaktiven Edelgase. Oder, daß sich Pollonium 210 in der Milz hochanreichert, in den Nieren Ruthenium 106, in den Knochen Radium 226, Zink 65, Strontium 90, Prometheum 147, Barium 140, Thorium 234, Phosphor 32, Kohlenstoff 14. In den Muskeln Kalium 42, Cäsium 137, auf der Haut Schwefel 36 - das hat die Punktirritationen verursacht vor einigen Wochen. Dann in der Leber Kobalt 60 und in den Eierstöcken Jod 13 1, Kobalt 60, Krypton 85, Prothenium 105, Zink 65, Barium 140, Kalium 42, Cäsium 137 und Plutonium 239. Also grade die Geschlechtsorgane der Menschen werden am meisten betroffen von der .Strahlung, und auch das wird verheerende Folgen haben.

**KONKRET**: Kann man davon ausgehen, daß alle die Stoffe, die du eben aufgezählt hast, bei dem Reaktorunfall in Tschernobyl freigeworden sind?

**Strohm**: Die sind alle frei geworden. Und nicht nur die. Das sind ja jetzt vielleicht zwei Dutzend Substanzen, die ich genannt habe. Ich würde schätzen, daß von den 1.200 Substanzen, die sich da drin befunden haben, einige hundert freigesetzt worden sind. Genau weiß man das natürlich nicht. Die sind auch ganz schwer nachweisbar. Viele Substanzen sind überhaupt nicht nachweisbar. Es gibt also eine ganze Reihe, von denen wir gar nicht wissen, daß sie im Reaktor produziert werden. Das ist ja nicht so, daß man da alles durchschaut. Man hat erst vor einem guten Jahrzehnt festgestellt, daß zum Beispiel Kohlenstoff 14 in großen Mengen erzeugt und frei wird aus Atomkraftwerken, schon beim Normalbetrieb. Kohlenstoff 14 ist krebserzeugend. Natürlich sind auch in Tschernobyl große Mengen davon freigeworden. Man weiß das, auch wenn man es nicht nachweisen kann, aber man sagt es der Bevölkerung nicht, weil man befürchtet, daß diese dann die sofortige Stillegung aller Atomkraftanlagen verlangen würde.

**KONKRET**. Das wäre unbedingt erforderlich?

**Strohm**: Meines Erachtens ja. Wir haben nun drei schlimme Warnungen bekommen. Einmal den Reaktorunfall 1958 in Kystem, Ural, in der Sowjetunion, die zweite in Harrisburg, wo es ja eigentlich nur gut Glück zu verdanken war, daß die Wasserstoffblase nicht explodierte und den Reaktor zerstörte. Und dann jetzt der dritte Unfall in Tschernobyl. Ich befürchte eine vierte Warnung bekommen wir nicht. Ich befürchte sogar, daß der nächste Unfall in der Bundesrepublik passieren wird, obwohl so viele hier, auch Atomgegner, meinen, wir hätten die sichersten Reaktoren der Welt. Ich bin da ganz anderer Meinung. Ich habe ja für die amerikanische Atom-Energiebehörde als Obergutachter fungiert, weiß deshalb, was die von unserer Reaktorsicherheit halten. Die sagen: die Deutschen bauen ja unsere Reaktoren nur nach, sie haben unsere Sicherheitsphilosophie übernommen, und wir wissen, daß zweihundert schwerwiegende Reaktorsicherheitsprobleme existieren, wir wissen, daß viele dieser Sicherheitstests von Firmen gefälscht worden sind, weil wir sonst nicht die Erlaubnis hätten geben können. Wir wissen, daß auch die geringen Abweichungen, die die Deutschen getroffen haben, nicht mehr zur Sicherheit beitragen, weil sie das Gesamtsystem so überkomplizieren, daß dadurch alleine schon Unfälle auftreten können. Die englischen Reaktoren beispielsweise sind viel sicherer. Sie werden mit einer geringeren Leistungsenergiedichte gefahren, und das ist zwar dann unwirtschaftlicher, aber die Engländer haben sich bewußt für die Unwirtschaftlichkeit zugunsten der Reaktorsicherheit entschieden. Die Bundesregierung hat das Gegenteil gemacht. Die französischen Reaktoren sind wahrscheinlich noch unsicherer als die bundesrepublikanischen; die französischen Politiker haben ja auch immer ganz klargemacht, daß sie Plutonium für ihre Force de Frappe brauchen. Deshalb sind sie besonders skrupellos.

**KONKRET**: Aber auch in bundesdeutschen Atomkraftwerken wird Plutonium produziert.

**Strohm**: Ja, natürlich, in jedem Atomkraftwerk wird Plutonium produziert. Die Wiederaufbereitung hat die alleinige Aufgabe, dieses Plutonium herauszuziehen. Und das ist eigentlich auch der Grund, warum Atomkraftwerke gebaut werden. Der einzige Grund. Es geht um das Plutonium für Atomwaffen. Atomenergie ist so unwirtschaftlich, und wenn man dann noch die Kosten von Unfällen berücksichtigt, ist sie einfach nicht zu bezahlen.

**KONKRET**: Du hast nach Bekanntwerden der Katastrophe deine Frau und deine Kinder, ein und zwei Jahre alt, in ein Flugzeug nach Portugal gesetzt.

**Strohm**: Ich würde natürlich jedem empfehlen, der sich das leisten kann, lieber zu den Kanarischen Inseln oder, noch besser, nach Neuseeland oder Australien zu gehen, weil es zwischen der südlichen und nördlichen Hemisphäre nur geringen Luftaustausch gibt. Portugal hat natürlich auch Radioaktivität abbekommen, aber nicht in dem Maße wie die Bundesrepublik.

**KONKRET**: Aber wir können nicht alle nach Portugal gehen.

**Strohm**: Das ist keine politische Lösung. Es gibt eigentlich nur eine politische Lösung, und die heißt: sofortige Abschaltung aller Atomkraftwerke. Das, was jetzt die Schweden beschlossen haben. Schweden wollte ja langfristig aussteigen, und jetzt nach dem Reaktorunfall haben sie gesagt: Wir machen alle dicht, die wir dichtmachen können, und wir bauen so schnell wie möglich Ersatzmöglichkeiten, also Wirbelschichtverfeuerung, alternative Kohlekraftwerke, um dann auch die restlichen Atomkraftwerke abzustellen. Das ist beschlossene Sache. Und das ist eigentlich das einzige, was uns jetzt übrigbleibt. Jede andere Politik ist hochgradig kriminell.

Ich habe ja nun über eineinhalb Jahrzehnte meine Erfahrungen mit dem Umweltschutz gemacht. Ich habe 1970 das zukünftige Pflanzen- und Waldsterben beschrieben, und mittlerweile haben wir in Hamburg noch 19 Prozent gesunde Bäume, und auch die werden draufgehen, und wer(n keine Pflanzen mehr den Boden halten, wird er weggespült, und dann werden der saure Regen, gefährliche Substanzen und die Radioaktivität direkt ins Grundwasser übergehen. All das hat keiner wahrhaben wollen. Die Professoren auf der anderen Seite haben immer gesagt: alles Unsinn, die DWK (Deutsche Gesellschaft für Wiederaufbereitung von Kernbrennstoffen) hat in Wackersdorf grade noch vor dem Reaktorunfall eine halbseitige Annonce in die »Mittelbayrische Zeitung« gesetzt und den »Katastrophen-Strohm« beschimpft, weil er gesagt hat, es könnte sich demnächst ein großer Reaktorunfall ereignen, und dann wurden sie von den Ereignissen eingeholt.

Wir haben 1000 Exemplare von »Friedlich in die Katastrophe« per Einschreiben im deutschsprachigen Raum verschickt, an alle, die was zu sagen haben in diesem unserem Lande, in der DDR und in der Schweiz, nur Österreich haben wir ausgespart, weil da die Entscheidung schon gefallen ist. Sie hätten es alle wissen müssen. Es steht ja alles drin in »Friedlich in die Katastrophe«. Sie haben es nicht wissen wollen. Was hat man stattdessen gemacht? Die Rheinisch-Westfälische Elektrizitätsgesellschaft, die Kernforschungsinstitute Karlsruhe und Jülich haben ein halbes Dutzend Anwälte drangesetzt, die Satz für Satz durchgegangen sind, um Fehler zu finden und mich mit Schadensersatzansprüchen in Millionenhöhe zu überziehen. Es ist ihnen nicht gelungen. Ich hatte den besseren Anwalt, Bernt Niese, aus Hamburg. Einige der Anwälte haben mich danach angerufen und gesagt: Wir haben zwar keine Fehler finden können, aber Atomgegner sind wir bei der Lektüre geworden.

**KONKRET**: Wir fanden es schade, daß vor den ganzen »Experten« die jetzt im Fernsehen aufgetreten sind, nicht jeweils Schildchen mit dem Namen der Firma stand, für die sie arbeiten.

**Strohm**: Ich kenne die Firmen: das war die Reaktorsicherheitskommission, die Strahlenschutzkommission und die Gesellschaft für Reaktorsicherheit. Alle drei sind innigst mit der Atom-Industrie verknüpft und haben stets die billigste Propaganda für die Atomindustrie gemacht. Zum Beispiel haben Reaktorsicherheitskommission und Strahlenschutzkommission behauptet, daß der Salzstock in Gorleben absolut sicher wäre. Die haben nicht mal die Probebohrungen abgewartet. Dann wurden die Bohrungen gemacht, und es stellte sich heraus, daß der Salzstock in Gorleben absolut ungeeignet ist. Die haben immer sämtliche Probleme verniedlicht. Ich glaube, die Herren aus der Strahlenschutzkommission und Reaktorsicherheitskommission werden zu 80 bis 90 Prozent aus der Atomindustrie rekrutiert. Das gleiche gilt für die Gesellschaft für Reaktorsicherheit, die immer jedes Problem verniedlicht hat. Ich hatte das Ge fühl, daß das Reaktorunglück in Tschernobyl zu einer großen Reklameaktion des Atomforums genutzt werden sollte.

Konkret 06/86, S. 21

**Moamar el Gaddafi, Enzo Biagi**

# »Wir werden nicht auf die palästinensische Sache verzichten«

**Am Nachmittag des 14. April empfing der libysche Revolutionsführer Gaddafi den italienischen Fernsehjournalisten Enzo Biagi in Tripolis zu einem Interview. Zur gleichen Stunde etwa starteten die US-amerikanischen Bomber von ihren Stützpunkten im britischen Leakenheath, um einige Stunden später Tripolis und Bengasi zu bombardieren. Biagis Interview, vorgesehen für die Magazin-Sendung »spot« im ersten italienischen Fernsehen, ging nicht, wie ursprünglich geplant, am 15. April über den Sender.« »Wegen Platzmangel erklärte der RAI-Präsident Biagio Agnes. Wohl eher wegen der Inhalte. Das Interview wurde schließlich am 22. April gesendet. KONKRET dokumentiert dieses Interview in einer leicht gekürzten Fassung. Die Übersetzung besorgte Udo Gümpel**

**Biagi**: Herr Oberst, befürchten Sie, daß die US-Amerikaner von einem Augenblick zum anderen angreifen könnten?

**Gaddafi**: Soweit es logische und politische Gründe betrifft, so glaube ich, daß es nicht den geringsten Anlaß dafür geben sollte. Außerdem gibt es offenkundig keine ProbIeme zwischen Libyen und Amerika.

**Biagi**: Die beiden Länder stimmen also perfekt überein?

**Gaddafi**: Nein, das gibt es nirgends, daß zwei Länder auf dem Gebiet der internationalen Politik vollständig übereinstimmen könnten, aber ich sage, daß es zwischen Libyen und den USA kein Problem gibt.

**Biagi**: Aber falls nun die USA angreifen, können Sie mir bestätigen, daß sie darauf mit einem Angriff auf die Städte im Süden Europas reagieren werden?

**Gaddafi**: Weil ein Angriff gegen Libyen von Südeuropa aus losgehen wird, ein Angriff gegen libysche Städte, Straßen und Wege sein wird, ein Angriff auf uns und unsere Söhne - denn das werden in der Tat die Ziele sein, da wir überzeugt sind, daß es hier in Libyen keine Terroristenausbildungslager gibt, weil wir gegen den Terrorismus in der Welt sind - bedeutet das, daß unsere Söhne und Töchter getötet werden. Aus dem Grunde der gegenseitigen Gleichbehandlung müßten wir eigentlich die Basen angreifen, von denen die Angriffe ausgehen.

Vielleicht werden wir dazu gezwungen sein, aber wenn es eine Möglichkeit gibt, das zu verhindern, werden wir nicht zögern, diese zu ergreifen. Wir mögen das italienische Volk, genauso das spanische und das griechische Volk: Es sind befreundete Völker.

**Biagi**: Sind Sie, Herr Oberst, zum Beispiel bereit, sich einer internationalen Kontrolle ihres Territoriums zu unterwerfen, um festzustellen, daß es hier keine Terroristenausbildungszentren gibt?

**Gaddafi**: Wir sind hundertprozentig sicher, daß es in unserem Lande keine Terroristenausbildungszentren gibt, aber im Falle, daß wir zum Beispiel einem internationalen Komitee die Gelegenheit zur Kontrolle geben, welche Folgerungen könnten sich daraus ergeben? Wir knüpfen unsere Zustimmung an die Bedingung, daß - nachdem sich das internationale Komitee von der Wahrhaftigkeit unserer Behauptung überzeugt hat - die USA danach der Welt gegenüber erklären, daß sie selbst ein terroristischer Staat sind. Denn es sind die USA, die einen offiziellen Terrorismus gegen ein Land verüben, gegen einen Staat. Die gesamte US-amerikanische Politik ist aggressiv. Die Vernunft findet sich auf Seiten der Araber und auch auf Seiten der Europäer, und Libyen ist unschuldig.

Wenn die USA nach dieser Überprüfung akzeptieren würden diese Erklärung abzugeben, dann würden wir auch einer Überprüfung zustimmen. Danach müßte sich in den USA ein Komitee gründen, um rauszufinden, welche Stelle diese Vorwürfe und Anklagen in die Welt gesetzt hat. Man müßte Untersuchungen gegen die US-amerikanischen Geheimdienste, den Kongreß, gegen den israelischen Geheimdienst Mossad und gegen zionistische Organisationen in den USA anstrengen.

**Biagi**: Die Amerikaner halten Sie für die jüngsten Attentate für verantwortlich: für jenes auf das Flugzeug der TWA nach Athen und für das auf die Diskothek La Belle in Berlin.

**Gaddafi**: Wir fordern jene heraus, uns auch nur einen Beweis dafür zu liefern. Wir haben nämlich anderslautende Beweise.

**Biagi**: Rechnen Sie mit der Unterstützung durch die UdSSR?

**Gaddafi**: Wir rechnen auf die Unterstützung der ganzen Welt, weil die USA auf der Seite des Unrechts stehen und die ganze Welt gegen sie ist.

**Biagi**: Es gibt viele Leute, die halten eine Begegnung von Ihnen mit Ronald Reagan für wünschenswert. Was sagen Sie dazu?

**Gaddafi**: Ich glaube, falls solche Vorschlage von Reagan verbreitet werden sollten, daß es nicht möglich ist, mit einem derart eingestellten Reagan, in der jetzigen Geistesverfassung, einen Dialog zu führen. Ich glaube, daß er nicht bei gesunden Geisteskräften ist. Das lehrt uns zumindestens seine Arroganz im Mittelmeer und in der Welt. Sie zeigt uns, daß

er nicht die Kraft der Vernunft besitzt. Mit dieser von ihm eingenommenen Haltung könnte man glauben, daß er eher den Warschauer Pakt als Libyen angreifen wollte. Ich sage es mit vollem Ernst, daß, falls er einem Psychiater vorgesetzt werden würde, dieser mit Sicherheit feststellen würde, daß ihm eine Schraube fehlt.

**Biagi**: In den Tagen der Angriffe in der Großen Syrte haben Sie einen Aufruf an die Libyer veröffentlicht, in dem Sie dazu auffordern, die Amerikaner überall zu treffen. Wer sind diejenigen, die dabei in Aktion treten sollen?

**Gaddafi**: Ich habe gesagt, wenn wir angegriffen werden sollten...

**Biagi**: Wer sind diejenigen, die dann aktiv werden sollen?

**Gaddafi**: Mit uns alle revolutionären Kräfte der Welt. Wir führen eine internationale Revolution an: Für die Freiheit, den Frieden und den Fortschritt, um den Imperialismus, den Rassismus und alle Ursachen der Kriege zu beseitigen. Wir wünschen uns eine grüne und nicht eine schwarze Welt. Unsere Revolution ist eine Revolution der Freiheit und des Friedens, und wir kämpfen gegen alle Feinde des Friedens und der Freiheit.

**Biagi**: Gibt es nicht einen Terrorismus, den Sie ablehnen und einen anderen den Sie gutheißen?

**Gaddafi**: Wir sind gegen den Terrorismus, wir verdammen ihn, wir sind gegen Flugzeugentführungen und gegen die Entführung Unschuldiger, aber wir unterstützen die gerechte Sache aller Völker der Erde.

**Biagi**: Können Sie uns Beweise liefern für ihre Behauptung, Sie hätten bei den Gefechten über der Großen Syrte drei US-amerikanische Flugzeuge abgeschossen?

**Gaddafi**: Ja, die gibt es. Wir haben die Beweise. Doch noch einmal zu dieser Begegnung mit Reagan. Ich weigere mich entschieden, Reagan zu treffen, und ich werde auch nicht mit ihm verhandeln, weil Reagan ein Verrückter ist und ich nicht mit Verrückten verhandle.

**Biagi**: Warum vertreten Sie die Ansicht, daß man Israel vernichten muß?

**Gaddafi**: Wir treten entschieden für die Freiheit des palästinensischen Volkes ein und für dessen Rückkehr in sein Land.

**Biagi**: Aber Israel, darf es nun existieren oder nicht?

**Gaddafi**: Wir wollen, daß das palästinensische Volk wieder auf die palästinensische Erde zurückkehren kann. Darüber hinaus sind nicht wir für die Invasoren verantwortlich.... Warum habt ihr uns denn nach 800 Jahren aus Spanien weggeschickt, nach 300 Jahren von Sizilien evakuiert?

**Biagi**: Aber wenn wir alle solche Forderungen erheben würden, da müßte man doch ein gutes Stück Geschichte durchgehen... und außerdem war doch wohl Spanien, Neapel und Sizilien nicht Euer natürlicher Wohnsitz, so scheint mir?

**Gaddafi**: Auch Palästina ist nicht der natürliche Wohnsitz derjenigen Juden, die aus Deutschland, Italien und Spanien kommen.

**Biagi**: Aber Juden gab es dort auch schon früher.

**Gaddafi**: Wir akzeptieren diejenigen Juden, die dort schon lebten, aber wir lehnen jene ab, die übers Meer dorthin gekommen sind. Das ist eine Invasion und die Welt sollte das verstehen. Warum sind die Italiener zum Beispiel wieder aus Libyen rausgegangen? Weil es eine Invasion gewesen ist, weil die Italiener Invasoren waren. Italien hat nicht gesagt, daß die Libyer kein Recht hatten, sich selbst zu befreien. Genauso müssen die Juden in die Länder auf der anderen Seite des Meeres zurückkehren, von wo sie gekommen sind, sonst wird die Gewalt kein Ende finden.

**Biagi**: Aber wenn man die Juden in diesen Ländern ermordet?

**Gaddafi**: Das würde doch bedeuten, daß man die Juden in diesen Ländern unterdrückt: In diesem Fall stellen wir uns natürlich auf die Seite der Juden.

**Biagi**: Das hört man gerne.

**Gaddafi**: Ich bin auf der Seite der Juden, wenn diese unterdrückt werden, aber ich bin gegen die Invasoren, die Palästina erobert haben.

**Biagi**: Das Erdöl fällt im Preis und die Bewaffnung Libyens erhöht sich. Ist das ein gutes Geschäft?

**Gaddafi**: Das ist Propaganda. Anstatt darüber, sollten wir vielmehr über die Zerstörung der Welt durch ein atomares Aufrüstungsprogramm, durch »Star Wars« sprechen. Von der Bewaffnung eines kleinen Landes, eines kleinen Volkes zu reden, das ist wirklich lächerlich. Man müßte viel mehr über die atomare Bewaffnung reden vom Krieg der Sterne, von den Atomraketen, die in Europa installiert sind. Es ist lächerlich, wenn die Welt über ein kleines Land spricht, das bewaffnet ist. Unsere wahre Bewaffnung besteht nämlich nicht aus Fregatten und schweren Waffen, sondern aus unserem Recht, frei auf dieser Erde zu leben.

**Biagi**: Es heißt, Libyen wolle bei Fiat, wo die Libyer 15% des Aktienkapitals halten, aussteigen. Ist das wahr?

**Gaddafi**: Das Gegenteil ist wahr. Wir denken daran, unsere Investitionen in Europa auszudehnen, und zwar auf die weitest mögliche Weise. Wenn es eine Möglichkeit gibt, unser Aktienpaket bei Fiat zu vergrößern, so werden wir das tun.

**Biagi**: Herr Oberst, sind jemals Attentate auf sie verübt worden?

**Gaddafi**: Nicht direkt, aber in den USA ist sehr viel Wahres darüber herausgekommen. Es hat Attentatspläne gegeben mit dem Ziel, mich im Auftrag der US-amerikanischen Administration zu vergiften. Der Kongreß hat in dieser Hinsicht auch eine Untersuchung vorgenommen. Und die Weltöffentlichkeit hat hierzu nicht gesagt, daß es sich bei diesen Vorhaben um terroristische Akte gehandelt habe, sondern man hat gesagt, daß der Terrorismus unsere Schuld sei. Wir haben damals nicht gesagt, daß dies nun eine Rechtfertigung sei, Amerika anzugreifen.

**Biagi**: Wie verbringen Sie Ihren Tag, Herr Oberst?

**Gaddafi**: Ganz normal. Ich lese, treibe auch ein wenig Sport.

**Biagi**: Welchen Sport?

**Gaddafi**: Ich reite, spiele ein wenig Fußball.

**Biagi**: Was lesen Sie?

**Gaddafi**: In erster Linie Geschichtsbücher.

**Biagi**: Welcher Autoren?

**Gaddafi**: Autoren der ganzen Welt.

**Biagi**: Welche historische Persönlichkeit gefällt Ihnen am besten?

**Gaddafi**: In Amerika George Washington, Lincoln, in Italien Cavour, Garibaldi, Mazzini, in China Ya-Tsen, in Indien Gandhi.

**Biagi**: Gibt es noch etwas, was Sie außerhalb dieser Fragen ansprechen wollen?

**Gaddafi**: Ja, einige Anmerkungen, Beobachtungen. Ich beginne langsam den Verdacht zu hegen, daß bestimmte Einrichtungen in den USA Libyen ausspionieren und ein Blutvergießen zwischen den USA und Libyen anzetteln wollen. Es scheint mir, als herrsche der Geist der Kreuzzüge vor.

**Biagi**: Geist der Kreuzzüge?

**Gaddafi**: Ja, Kreuzzüge. Ich glaube, daß die Sechste Flotte der Amerikaner den 10. Kreuzzug darstellt, einfach deshalb, weil es keine wirklichen Gründe gibt für einen Krieg mit einem Amerika, das nach Krieg ruft. Folglich muß es dafür religiöse, ethnische und ideologische Gründe geben. Ich sehe dabei auch einen rassischen Aspekt: Die Welt muß verstehen, daß wir nicht auf die Sache der Palästinenser verzichten werden. Und wenn die Ursache der Gewalt in der Welt die palästinensische Sache ist, dann muß die Welt folglich eine Lösung für dieses Problem, für diese Ursache der Gewalt finden.

Weiter: Wenn man das Instrument der Gewalt anwendet, dann könnte sich die Gewalt in der Welt noch weiter ausbreiten. Wir werden nicht auf die palästinensische Sache verzichten, selbst dann nicht, wenn wir vom Mars oder von anderen Planeten angegriffen werden würden und nicht von den USA.

Es sind dies für uns Dinge von vitaler Bedeutung: Die arabische Einheit, eine Einheit, der wir nicht abschwören werden. Im Gegenteil, diese amerikanische Herausforderung wird die Araber dazu bringen, einiger zu sein. Die Welt hat mit der arabischen Einheit nichts zu tun. Es geht sie nichts an, das ist unser eigenes Problem. Die USA müssen aus dem Mittelmeer verschwinden und dürfen sich nicht in die inneren Angelegenheiten der arabischen Welt einmischen. Das ist nämlich eine offene Aggression. Die USA müssen aus dem Golf der Großen Syrte verschwinden. Sie haben nicht das Recht, sich in unserer Gegend einzumischen. Wir werden den USA Widerstand leisten, wenn sie sich in die arabische Welt einmischen wollen.

Im übrigen führt uns unsere Religion, unsere Moral, unsere ganze Lebensweise nicht dazu, terroristische Akte zu begehen. Sie verbietet es uns sogar, solche Aktionen zu unternehmen.

**Biagi**: Erinnern Sie sich, Herr Oberst, daß Italien vier Terroristen an Libyen ausgeliefert hat?

**Gaddafi**: Italien hat Libyen was übergeben? Wann?

**Biagi**: Vier libysche Terroristen, die auf dem römischen Flughafen Fiumicino entdeckt worden waren, und die dann nach Libyen zurückgeschickt wurden, per Flugzeug.

**Gaddafi**: Terroristen gegen wen?

**Biagi**: Sie waren in Italien, sie sind in Italien entdeckt worden.

**Gaddafi**: Wie dem auch sei, ich meine, um den Terrorismus zu bekämpfen, muß man zusammenarbeiten. Ich ermutige solche Bemühungen, aber ich kann palästinensische Aktionen in keiner Weise als terroristisch bezeichnen. Die Palästinenser befinden sich heute in einer Lage, in der sich die ganze Welt auf die Seite Israels geschlagen hat. Deshalb müssen sie gegen diese Welt kämpfen, weil diese gegen sie ist. Die Palästinenser breiten die Gewalt überall hin aus und dafür verantwortlich ist die ganze Welt, und nicht nur Libyen. Ein Volk, das seit über 40 Jahren in Zelten lebt, das von seinem Land vertrieben ist, glaubt ein Recht zu haben, für sein Recht auf Leben zu kämpfen. Dabei kommt es dann zu diesen sporadischen Individualaktionen. Dafür kann man Staaten nicht verantwortlich machen. Vor einigen Monaten hat man in Westdeutschland ein paar US-Amerikaner ermordet und einige US-Basen angegriffen. Warum haben die USA nicht Westdeutschland angegriffen? Das nur als Beispiel. Auf der Welt sind viele US-Amerikaner umgebracht worden, überall auf der Welt. Libyen ist für diese Haßwelle gegen die USA, die heute vorherrscht, nicht verantwortlich. Wir sind bereit, an einer internationalen Konferenz über dieses Problem teilzunehmen. Wir sind als Staat selbst Opfer des Terrorismus. Wenn die USA wollten, könnten sie jederzeit Atombomben nehmen und Libyen bis auf den Grund zerstören. Aber Libyen wird sich nicht ergeben, wird nicht auf die gerechte Sache der Palästinenser verzichten, ebensowenig wie auf den Kampf für die arabische Einheit. Und falls wir angegriffen werden sollten, würden wir mit ungestümer Wut überall auf der Welt kämpfen. Weil Reagan verrückt ist, und weil er dabei ist, uns in die Katastrophe zu stürzen und weil ich weiß, daß der Zionismus Amerika in die Katastrophe führen will. Amerika muß deutlich erklären, muß Sich auf die Seite des palästinensischen Volkes stellen und auf Israel verzichten. Ich bekräftige hier noch einmal unsere Liebe für das europäische Volk, insbesondere für das italienische, aber wir wollen uns nicht in einer Situation wiederfinden, in der wir uns gezwungen sehen könnten, gegen diese Völker Position einzunehmen, in dem Falle, daß von den US-Basen in Italien Aktionen gegen uns ausgehen sollten.

Konkret 06/86, S. 26

**Susanne Heim, Götz Aly**

# Nahrungsraum gleich Volkszahl mal Lebenshaltung

**Ein deutscher Wirtschaftswissenschaftler geht in den Ruhestand: Professor Dr. Helmut Meinhold präsidiert seit 1959 dem Sozialbeirat der Bundesregierung. Die Regierungen wechselten. Er blieb. Seine Biographie scheint so makellos, daß sie nur voller Lügen und Lücken sein kann.**

Seit 1959 präsidiert Dr. Helmut Meinhold dem Sozialbeirat der Bundesregierung. Das Gremium tagt in absoluter Vertraulichkeit. Die Wortprotokolle, selbst die Tagesordnungen sind geheim. Richard von Weizsäcker gratulierte dem Vorsitzenden im November 1984 zum 70. Geburtstag: »Als Wirtschaftswissenschaftler haben Sie am Wiederaufbau der deutschen Wirtschafts- und Sozialordnung nach dem Zweiten Weltkrieg maßgeblich mitgewirkt.« Zum 65. Geburtstag hatte die Laudatio noch Herbert Ehrenberg geschrieben: »Helmut Meinhold hat in seinem bisherigen Wirken gezeigt, daß die Verbindung von Wissenschaft und Praxis und die von Wirtschafts- und Sozialpolitik keine leere Forderung sein muß.« Sein Hausorgan, das »Handelsblatt«, charakterisierte den wissenschaftlichen Praktiker Meinhold ungewollt hintergründig: «Der Jubilar wünscht keinen Aufwand um seine Person. ( ... ) Statt wie andere in seinem Alter Rückschau zu halten, blickt der Sozialwissenschaftler in die Zukunft.«

Die vielleicht letzte sozialpolitische Frage, die der so geehrte Wirtschaftswissenschaftler auf den Weg bringen soll, lautet: »Wie kann die Rentenversicherung die Altenlast bis zum Jahr 2030 verkraften?« Eine verlängerte Lebensarbeitszeit ist ein Teil seines Konzepts, »mehr Eigenvorsorge« ein anderer. Auch »gezielte Zuwanderung« gehört dazu. Aber nicht hier und jetzt, später aber - um 2025 - könnten »junge ausländische Arbeitskräfte« den »Altersaufbau der Bevölkerung im Sinne einer Minderung des Altenanteils korrigieren«, vorausgesetzt, sie zeigen »die Bereitschaft ( ... ), solche 'Soziallast' mitzutragen«.

Seine grundlegenden Erfahrungen als Sozial- und Wirtschaftsplaner hatte Meinhold vier Jahre lang im besetzten Polen gesammelt. In seiner Biographie bestehen, wo immer er sie offiziell erzählt oder erzählen läßt, Lücken, entstehen kleine und große Lügen.

Die »Festschrift zum 65. Geburtstag von Helmut Meinhold« spricht von einer »relativ kurzen Phase«, in der er »wissenschaftlicher Referent am Institut für Deutsche Ostarbeit in Krakau war«. Und weiter erfindet diese von seinem Schüler und voraussichtlichen Nachfolger als Vorsitzender des Sozialbeirats Winfried Schmähl verfaßte »Skizze«: »Diese Tätigkeit wurde durch Kriegsdienst und dieser durch eine Verwundung beendet.« In Wirklichkeit wurde Meinhold, als er nach siebenmonatigem Kriegsdienst nach Krakau zurückkehrte, noch befördert - er stieg in die »Hauptabteilung Wirtschaft« (quasi das Wirtschaftsministerium) der Regierung des Generalgouvernements auf.

Vom April 1940 bis zum Januar 1945 bestand im besetzten Krakau das Institut für Deutsche Ostarbeit. Dort arbeiteten an die 400 Wissenschaftler und Hilfskräfte. Man produzierte auf der einen Seite anspruchsvolle Propaganda, andererseits aber vertrauliche Papiere für das alltägliche und planvolle Regieren. Das Institut unterstand dem Generalgouverneur unmittelbar, es arbeitete mit dem SD zusammen, die Arbeitsergebnisse wurden u.a. im Generalplan Ost verwertet. Es beschäftigte Häftlinge des nahegelegenen KZ Plaszow als Sklavenwissenschaftler, die größte Abteilung war die Sektion »Rassen- und Volkstumkunde«. Nach Meinholds eigenen Worten diente das Institut dazu, »den deutschen Herrschaftsanspruch auch moralisch zu fundieren«, den »deutschen Menschen, vor allem den im Generalgouvernement auf Vorposten tätigen deutschen Beamten«, darin zu bestärken, »daß er zu Recht die Führung hier übernommen hatte.«

Am 6. Januar 1941 kam Meinhold nach gründlicher Ausbildung am Weltwirtschaftsinstitut in Kiel nach Krakau und begann als Referent der Sektion Wirtschaft des Instituts für Deutsche Ostarbeit sofort und voller Eifer zu planen. Das Land sei chaotisch, übervölkert und von Grund auf umzukrempeln. Strukturen, die es verdient hätten, als solche bezeichnet zu werden, seien nicht vorhanden, für Meinhold ein offenkundiger Vorteil, der es ermöglichte, alle die Wirtschaft beeinflussenden Faktoren zu planen und zu bewegen. Ohne Rücksicht. Meinhold beschrieb das als Gefühl planerischer Omnipotenz: »Dort sieht sich der Wirtschaftsplaner vor völlig neuartigen Verhältnissen. Nicht um den Standort eines einzelnen Industrieunternehmens handelt es sich oder um die günstigste Verkehrsaufschließung eines Landes bei sonst gegebenen Wirtschaftsfaktoren. Man befindet sich vielmehr im Wirtschaftlichen grundsätzlich nahe der tabula rasa.« Aber genau diese »tabula rasa« mußte im dicht bevölkerten, wirtschaftlich unüberschaubar und verschachtelt organisierten Polen erst geschaffen werden - durch die Enteignung und Vernichtung von Millionen von Menschen.

Meinhold berechnete in diesem Zusammenhang die »Arbeitskräftereserven«, die möglichen »Erweiterungen des Generalgouvernements nach Osten«, die »Bereinigung der Volkstumsgrenzen« sowie die begrenzte Industrialisierung des »Transitlandes«. Seine Papiere, die immer die »Übervölkerung« und die »Übersetzung« einzelner Wirtschaftszweige durchkalkulierten, wurden so Teil der deutschen Besatzungspolitik in Polen. Die soziale und wirtschaftliche Stellung der Juden war Bestandteil all seiner Analysen. Die »Bereinigung der Judenfrage« sollte einerseits den »Bevölkerungsdruck« mindern und andererseits Arbeitsplätze in Handel und Gewerbe für nicht-jüdische Polen freimachen. Einem Teil von ihnen

eröffneten die Deutschen so Aufstiegsmöglichkeiten, um ihre Bereitschaft zur Kollaboration zu fördern. Meinhold beklagte die »vielen, in ihrer Arbeitskraft nicht oder nur mangelhaft genutzten Menschen«, »die Umständlichkeit, mit der einzelne Arbeitsgänge erledigt werden«. »Daß die Leute Zeit haben, mit kleinen Mengen stundenweit auf dem Panjewagen zur Stadt zu fahren«, erschien ihm als »eines der deutlichsten Symptome der Unterbeschäftigung«.

In den volkswirtschaftlichen Kategorien Meinholds ist es das System der geschlossenen Hauswirtschaften, das die unrentablen Verhältnisse in den polnischen Dörfern festschreibt. In diesem System spielte das Geld so gut wie keine Rolle. Begriffe wie Absatz, Marktbeherrschung, Erschließung ließen diese selbstgenügsamen Lebensverhältnisse der polnischen Dörfer zur Absurdität werden.

Diese geschlossenen Hauswirtschaften waren kein beliebig beweglicher volkswirtschaftlicher Faktor, sondern für Wirtschaftsplaner, Bevölkerungspolitiker und SS-Offiziere gleichermaßen eine schwer zu überwindende Schranke ihrer Pläne; sie waren nicht nur der soziale Rückhalt des Widerstands (wie sonst konnten verfolgte Partisanen und »Arbeitsflüchtige« versorgt werden?), sondern sicherten auch das Überleben der Landbevölkerung selbst. In diesem »der Rationalisierung unzugänglichen System« von Subsistenzwirtschaft waren die ständig hochgeschraubten Ablieferungszwänge, die den Hunger der polnischen Bevölkerung einkalkulierten, um Agrarprodukte ans Reich abzuführen, nur schwer durchsetzbar. Um nun in die unübersichtlichen, ihm rätselhaften Zusammenhänge der polnischen Haus-, Dorf- und Bezirkswirtschaften rationalisierend einzugreifen, begnügte sich Meinhold nicht damit, die Phänomene von Übervölkerung und »geringer Arbeitsergiebigkeit« zu beschreiben, sondern setzte die einzelnen Faktoren in ein mathematisches Verhältnis zueinander, um die überschüssigen Bevölkerungskontingente und das wirtschaftliche »Arbeitsoptimum« zu berechnen. Demnach ist:

Nahrungsraum = Volkszahl x Lebenshaltung (Mombertsche Formel) oder in Kurzform IN = VxL. Auf den ersten Blick erscheint das bestenfalls einfältig: Bloß um eine Überlegung, die sich jeder an drei Fingern abzählen kann auszudrücken, braucht man eigentlich keine mathematische Formel. Nur würde vielleicht beim Denken in ganzen Sätzen das Herumjonglieren nicht so leicht fallen wie beim Variieren der Faktoren einer mathematischen Gleichung. Die eigentliche Funktion der Formel liegt in der Abstraktion vom Inhalt. So auf den handlichen Begriff gebracht, wird die Zahl der Menschen zur beliebig variierbaren Größe neben anderen. Massenmord, Zwangsumsiedlung, Überfälle auf andere Länder oder gezielte Hungerpolitik werden zu »Verminderung der Volkszahl«, »Erweiterung des Nahrungsraums« oder »Senkung der Lebenshaltung« - und gehen wissenschaftlich steril gemacht in das Repertoire der Wirtschaftsplanung ein.

So denn auch bei Meinhold: »Die Steigerung der Hektarerträge vermag wohl die Ernährungsgrundlage, aber ... nicht den agraren Arbeitsraum ausreichend auszuweiten. Somit verbleiben als Möglichkeiten nur die Verringerung der Volkszahl oder die Erweiterung des Nahrungsraums auf nichtagrarische Sektoren«. Auf der Basis dieser Übervölkerungsdefinition errechnete Meinhold, daß die »Zahl der überschüssigen Landbevölkerung ... (am 8.1.41) ... 48,0%, d. h. 2,6 Mill. Erwerbstätige bzw. 4,7 Mill. landwirtschaftliche Berufstätige (beträgt). War im ehemaligen Polen etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung im derzeitigen Arbeitsverhältnis überschüssig, so waren es im Gebiet des heutigen Generalgouvernements sogar etwa 30 v.H.«. Meinhold drängte sich in seinen Schriften mehrfach eine »entsetzte Frage« auf, die an die »Euthanasie«-Psychiater dieser Jahre erinnert: »Wenn jeder zweite Mensch in der polnischen Landwirtschaft nichts als toten Ballast darstellt, wie soll man dann eine Höherentwicklung der polnischen Gesamtwirtschaft, eine Ausweitung des landwirtschaftlichen Wirtschaftssektors und damit eine bevölkerungsmäßige Entlastung des Landes für möglich halten?«

Die Deportation von einer Million Polen zur Zwangsarbeit ins Deutsche Reich konnte den von Meinhold berechneten Bevölkerungsüberschuß nicht einmal um ein Viertel mindern. Außerdem sah er darin eine große Zahl »politischer, volkspolitischer, biologischer und auch wirtschaftlicher Gefahren«. Ähnlich wie die SS-Führung plädierte er gegen die »völkische Vermischung«, weil dadurch »sozial unruhige Verhältnisse im Großraum« entstünden... Eine Gefahr, die sich nach Meinhold nur durch die rigorose Begrenzung der Zwangsarbeiterkontingente eingrenzen ließe sowie dadurch, daß »die ausländischen Arbeiter in Baulagern usw. zusammengefaßt und von der deutschen Bevölkerung isoliert bleiben«. In seiner Habilitationsschrift schrieb Meinhold dazu: »Die Frühgeschichte des Polentums lehrt, wie gerade diesem Volk die wirtschaftliche Unterwanderung charakterlich entspricht. Sind doch die Westslaven als Knechtsvolk in das germanisch besiedelte Weichselgebiet eingesickert und haben in dieser Weise unter dem Schutz der germanischen Herrenvölker Fuß gefaßt. « Bereits wenige Tage nach dem Überfall auf die Sowjetunion wartete Meinhold mit einem neuen Konzept zur Verminderung der Bevölkerungszahl im Generalgouvernement auf. In einer vertraulichen Studie des Instituts für Deutsche Ostarbeit beschrieb er einen Weg, der später als »Evakuierung nach Osten« bekannt wurde. »Durch den weiteren militärischen Vorstoß nach Osten sind zwei andere Wege zur Lösung des Übervölkerungsproblems eröffnet worden. Man kann einen Teil der Polen oder auch alle weit nach Osten aussiedeln«.

Die Vertreibung von 14 Millionen Menschen aus dem Generalgouvernement bedeutete für den jungen deutschen Wissenschaftler kein Tabu. Er hatte sie offensichtlich schon am Schreibtisch durchexerziert und fuhr fort, daß diese. Frage »bereits in einem Bericht des Instituts für Deutsche Ostarbeit kurz geprüft worden ist«. Und kategorisch behauptet er, daß

jede »Eingliederung ins Generalgouvernement ( ... ), wenn sie wirtschaftlich von Nutzen sein soll, auch von Siedlungsbewegungen begleitet ist. « Er schlug in dieser Schrift vor, .»die im weiten Ostraum anzusiedelnden Polen« etwa in die Pripjetsümpfe, die »eigentlich gar nicht besiedelt« seien, zu treiben, wo diese »überschüssigen polnischen Arbeitskräfte« große Meliorationsarbeiten leisten und große Gebiete der Kultur erschließen könnten. Meinhold rechnete verschiedene Varianten seines Plans durch und variierte bei unterschiedlicher Grenzziehung, wieviele Leute man zur »Bereinigung der Volkstumsgrenzen« wohin aussiedeln müsse. Dabei sollten aber immer »die Juden als mit auszusiedeln gelten«.

Die »Ausschaltung der Juden«, wie er es nannte, war für Meinhold ein fester Bestandteil der volkswirtschaftlichen Planung. Bereits im März 1941 war unter seiner Mitwirkung der Beschluß gefaßt worden, »daß auch die Ostjudenfrage zum Aufgabenbereich des Instituts gehöre«, weil »eine gründliche wissenschaftliche Behandlung gerade dieses Problems« erforderlich sei »als Vorbereitung einer endgültigen gesamteuropäischen Lösung dieser Frage nach Beendigung des Krieges«. Innerhalb dieser Vorgabe arbeitete Meinhold seine Konzepte aus, Konzepte, die ihrerseits Argumente zur Beschleunigung der »Endlösung« wurden. Als Dorn im Auge seiner Großraumplanung stach ihn der jüdische Kleinhandel. Er verhinderte nach Meinholds Analyse das Aufbrechen der auf Selbstversorgung statt auf Profit gerichteten in sich geschlossenen Dorfwirtschaft: »Bemerkenswert ist auch eine weitere, hier noch näher zu erörternde Erscheinung: Daß nämlich diese Bezirkswirtschaften, eben durch das Filter des jüdischen Handels, unter sich eine Art Wirtschaftskreislauf abwickelten, der dann natürlich ein anderes Gesicht trug als ein wirklich volkswirtschaftlicher, auf den einzelnen Wirtschaftenden aufbauender Kreislauf.«

Abgesehen davon, daß sich diese Art von Wirtschaft »der statistischen Erforschung« entziehe, sah Meinhold gerade hier einen Hebel zur »Auflösung oder doch weiteren Öffnung« der »bezirkswirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit«, um so den Markt für fabrikmäßig gefertigte Erzeugnisse weitgehend zu vergrößern.

Die Vernichtung der ökonomischen und sozialen Existenz der Juden durch Judengesetzgebung und Terror waren für Meinhold Möglichkeiten zur Arbeitsplatzbeschaffung:

»Wenn also das Ziel der deutschen Wirtschaftsarbeit im Generalgouvernement, nämlich der Aufbau einer wirklich produktiven Wirtschaft, erreicht ist, kann von einer Übersetzung dieser Wirtschaftszweige im Durchschnitt keinesfalls mehr gesprochen werden. Nur im Verhältnis zu den bisher noch geringeren Umsätzen war eine Übersetzung zu bemerken. Durch die Ausschaltung der Juden, die im Handel und Kleingewerbe eine besondere Rolle spielten, sind der Handel und das Kleingewerbe dann sogar im beträchtlichen Umfange aufnahmebefähig für neue Arbeitskräfte.«

Mit einigen Rechnungen und Federstrichen schuf Meinhold 1,5 Millionen Arbeitsplätze, allerdings »nach Ausschaltung der Juden«: Dazu verteilte er einerseits sämtliche jüdischen Arbeitsplätze in den Sparten Handel, Verkehr und Kleingewerbe an nicht-jüdische Polen; Maßstab für das »richtige« Verhältnis von Beschäftigten in diesen Sektoren zur Einwohnerzahl war das Deutsche Reich. Andererseits setzte er bereits 1941 die Bevölkerung des Generalgouvernements um zwei Millionen Menschen niedriger an, als sie damals noch war, wenn er schrieb, daß 1931 »17,6 Millionen, ohne Glaubensjuden 15,6 Millionen« im Generalgouvernement lebten und dann die letzte, niedrigere Zahl zur Grundlage seiner Berechnungen machte.

Die Vertreibung und Vernichtung der Juden war für Meinhold ein Schritt in die richtige Richtung, aber keinesfalls ausreichend: »Zwar sind besonders für die Ausschaltung der Juden viele Arbeitsplätze im Handel freigeworden, diese dürften aber als Basis für die Beschäftigung der nötigen Menge von Arbeitskräften nicht ausreichen. «

Meinholds bevölkerungspolitische Planungen in Polen setzten voraus, daß 25 Prozent der Bevölkerung beseitigt wurden; nur so meinte er den von ihm beschriebenen circulus vitiosus von Überbevölkerung und Kapitalmangel aufbrechen zu können. Sein Konzept liest sich als ökonomische Begründung für Völkermord. Es verband die Vernichtung »überzähliger Menschen« mit der Beschaffung von Arbeitsplätzen, Konzentrationsprozessen in Handel und Gewerbe, dem Aufbrechen und Erschließen ganzer Märkte mit der Schaffung eines neuen, durch die Besatzungsmacht bereicherten und privilegierten polnischen Mittelstandes.

Ohne die Benennungstabus der NS-Zeit formulierte Meinhold den Zusammenhang zwischen Überbevölkerung, Kapitalmangel und Töten offen erst nach dem 8. Mai 1945. Was er bis dahin als »umsiedeln«, »ausschalten« und »lösen« bezeichnet hatte, nannte er nun beim Namen: sterben. Die berühmte Frage, warum die Deutschen denn die verarmten enteigneten Juden nicht einfach Kanäle und Straßen schippen ließen, sondern sie, Transportraum, Arbeit und Material verschleißend, töteten, beantwortet sich im ökonomischen Kalkül eines Helmut Meinhold. In einem im Herbst 1945 abgefaßten Planungspapier über die »Grundlinien des industriellen Wiederaufbaus von Groß-Hamburg« schreibt Meinhold: »Deutschland kann es sich selbst um der Arbeitsbeschaffung willen nicht erlauben, materialverbrauchende Arbeiten, die das Aufkommen an unbedingt existenzwichtigen Stoffen verringern, durchzuführen.« Das bedeutete, daß Notstandsarbeiten, auch wenn sie »fast kein Material verbrauchen«, wie etwa das Aufräumen zerstörter Städte, »konsequenterweise unterbleiben müßten«. Schließlich müsse man die Leute, die diese Arbeiten machten, ja auch ernähren

und kleiden. Beim Schreiben dieser Sätze mag Meinhold die zerlumpten Zwangsarbeiterkolonnen polnischer Juden vor sich gesehen haben, wie sie in den ersten Wintern Schnee schippten; und so erläuterte er in der Studie das Konzept »Massenmord als Faktor wirtschaftlichen Aufbaus«: »Wir setzten bisher (und werden das auch im folgenden tun) die Absicht voraus, daß die wirtschaftliche Zielsetzung im Augenblick sein muß, lieber die ganze Bevölkerung, wenn auch kümmerlich, zu erhalten, als den einen Teil besser zu versorgen, den anderen Teil umkommen zu lassen. Dann ist es also im obigen Sinne richtiger, von 100 Arbeitern nur 50 zu beschäftigen, welche die anderen 50 bis zu dem Zeitpunkt, in dem sich die Lage wieder bessert, durchschleppen, als wenn 75 arbeiten und 25 verhungern. Voraussetzung dafür ist allerdings die Möglichkeit einer späteren Besserung, die sogleich erörtert werden soll. Man könnte natürlich auch einen anderen Ausgangspunkt wählen, vor allem dann, wenn man an dieser Möglichkeit zweifelt. Man kann nämlich sagen: Es ist besser, im Kampf ums Dasein bleiben die 75 sich bewährenden am Leben, der Rest kommt sogleich um, als wenn im Endeffekt alle 100 zu Grunde gehen. Ein solcher Standpunkt wäre zu vertreten, wenn es sich wirklich um eine Auslese handelte.«

Heute ist Helmut Meinhold die graue Eminenz der Bonner Sozialpolitik. In seiner Person verknüpfen sich Volksgemeinschaft und Sozialstaat. Es gab für ihn 1945 keinen Bruch in seinen Theorien und seiner Karriere. Zunächst unter der britischen Besatzungsmacht im Amt für bizonale Wirtschaftsverwaltung tätig, wechselte er später ins Bundeswirtschaftsministerium, Abteilung Grundsatzfragen über. In den 50er Jahren beschäftigte er sich erneut mit der Bevölkerungsverschiebung im Großraum - der Mobilisierung von Arbeitskräften durch die Realisierung der EG. In den Tarifauseinandersetzungen der 60er Jahre erwarb er sich Lorbeeren durch die Erfindung der Meinhold-Formel und ist seit dem nicht nur bei der CDU, sondern auch bei Gewerkschaftlern und Sozialdemokraten ein beliebter Gesprächspartner.

Seit 1959 ist Meinhold Vorsitzender des Sozialbeirats - und berechnet in dieser Funktion wieder ein Problem unter wirtschaftlichen und demographischen Aspekten: die »Alterslast«.

Konkret 06/86, S. 30

**Werner Schmitz**

# Der Kanalarbeiter

**Hilfe für die Kanalarbeiter, jene an Schwindsucht leidenden Rechtsaußen in der Bonner SPD-Fraktion, kommt aus der Kanalstadt Datteln um Nordrand des Ruhrgebiets. Seine Getreuen wählten Horst Niggemeier, Bürgermeister und noch einiges mehr, zu ihrem Bundestagskandidaten. Ein Mann, so schwarz, daß er im Kohlenkeller Schatten wirft.**

Eine Ratssitzung in Datteln (37.000 Einwohner, vier Kanäle, zwei Schleusen) ist ein Erlebnis. Das fängt beim Einmarsch der Stadtväter an. Zuerst kommen die Grünen. Leicht zu erkennen an handgestrickten Pullovern und den unvermeidlichen Jute-Taschen. SPD und CDU sind schwer auseinanderzuhalten in Datteln. Höchstens am verhuschten Wesen der Christdemokraten. Ganze 33 Prozent der Stimmen errangen sie.

Und dann kommt er: Ein weißer Mercedes fährt vor. Vom Beifahrersitz springt Horst Niggemeier, der Bürgermeister, begrüßt die ersten schon draußen vor der Stadthalle, eilt durchs Foyer, wo sein Portrait hinter der Theke zwischen den Autogrammpostkarten von Ivan Rebroff und Gerd Blanke, der Quasselstrippe, hängt, schüttelt den Herren die Hand, schenkt allen Damen ein Lächeln, ignoriert die Grünen und eröffnet die Sitzung. Was folgt ist eine Ein-Mann-Schau zwischen Blacky Fuchsberger, Zwergschullehrer und Kommißkopp.

Auf die harmlos und höflich agierenden fünf grünen Ratsmitglieder, die immerhin elf Prozent der Dattelner Bürger vertreten, reagiert Niggemeier mit Sprüchen wie: »Sie glauben doch wohl nicht, daß ich auf Ihre Unverschämtheiten antworte.« Denn: »Wie es hier läuft, bestimme ich.«

Dem schneidigen Auftreten des Bürgermeisters entsprach bis 1980 auch der Tagungsort des städtischen Rates. Einmal jährlich kamen die Abgeordneten in der Haard-Kaserne zusammen um die Verbundenheit zwischen Bundeswehr und Bevölkerung herauszustellen«. Den Grünen waren die Sitzungen hinterm Kasernentor nicht geheuer. Als der grüne Pfarrer Sieberg es wagte, dieses Unbehagen während der Sitzung auszudrücken, brach in Datteln eine Welt zusammen. Horst Niggemeier bat Bataillionschef Major Heil um Entschuldigung dafür, »daß die fünf 'grünen' Ratsmitglieder unter mißbräuchlicher Ausnutzung der von Ihnen gewährten Gastfreundschaft die Bundeswehr in unerhörter Weise zu diskriminieren versuchten.« Eine Entschuldigung bei den Eltern wehrdienstleistender Söhne folgte.

Ein Jahr später mußte Niggemeier die langjährige Übung dennoch einstellen. Weil die vorgeschriebene Öffentlichkeit hinter Kasernenmauern nicht gewährleistet war, reichte den Grünen die Androhung rechtlicher Schritte, um den Brauch zu beenden.

Sorgen um die Verbundenheit Dattelns mit den Streitkräften braucht sich trotzdem niemand zu machen. Schließlich gibt es noch die Patenschaft der Stadt für das schnelle Minensuchboot »Mars« und die Flußpionier-Kompanie 800, von Niggemeier zärtlich »Flupsis« geheißen.

Und auch der Bürgermeister selbst tut alles, um dem Vaterland »das Schicksal Afghanistans zu ersparen«. Durch den regelmäßigen Besuch aller möglichen Wehrübungen hat Horst Niggemeier sich bis zum Major Reserve hochgedient, als Presseoffizier des Luftwaffenunterstützungskommandos in Wahn.

Dabei hatte er ganz friedlich angefangen. In den fünfziger Jahren gehörte der junge Gewerkschafter von der Zeche Emscher-Lippe zu den Gründern der »Internationale der Kriegsdienstgegner« im Kreis Recklinghausen und machte in der Gewerkschaftsjugend mit antimilitaristischen Laienspielen von sich reden. 1957 wandte er sich in einem offenen Brief gegen Adenauers Wiederaufrüstung. »Sie glauben gar nicht«, schrieb der damals 28jährige, »wie sehr mich gerade diese so gefährliche Aufrüstungs- und Nato-Politik unseres 81jährigen Bundeskanzlers aufregt.«

Die Aufregung hielt nicht lange vor. 1960 änderte Niggemeier seine Marschrichtung um 180 Grad, nach Aussagen von Zeitzeugen innerhalb weniger Wochen. Aus dem pazifistischen Ohnemichel wurde ein glühender Befürworter jedes neuen Aufrüstungsprojekts.

Einer Karriere bei der immer weiter nach rechts rutschenden IG Bergbau und Energie stand nun nichts mehr im Wege. Innerhalb weniger Jahre avancierte Niggemeier zum Chefredakteur ihrer Mitgliederzeitung »Einheit« (Auflage: 400.000) und verwandelte das Gewerkschaftsblatt Schritt für Schritt in eine Bildzeitung für Bergarbeiter.

Zu großer Form lief der Ex-Pazifist auf, als die Friedensbewegung, die bei Niggemeier nur in Anführungszeichen vorkommt, mit dem Krefelder Appell gegen Pershings und Cruise Missiles anging. Gegen die »vom Kreml gesteuerte Kampagne« setzte Niggemeier den Dattelner Appell. »Nicht gerade ein Pazifistenprogramm - eher Wehrpolitik in Stichworten«, schrieb der »Spiegel« und selbst Johannes Rau wunderte sich über das »ungewöhnliche Bündnis« aus rechten Sozialdemokraten aus dem Revier und tiefschwarzen CDU-Größen, die das Pro-Nachrüstungspapier massenhaft unterzeichneten.

Sein erklärtes Ziel, zwei Millionen Unterschriften für die Nato-Raketen zu sammeln, schaffte der überparteiliche Friedensverein nicht ganz. Die letzte veröffentlichte Zahl lag bei 15.000. Dann verschwand der Dattelner Appell in der Versenkung, und eine Zeitlang schien es so, als ob seinem Initiator Horst Niggemeier gleiches widerfahren sollte.

Von Kritikern wird Horst Niggemeier oft vorgeworfen, er ähnele von Politik und Naturell eher Franz-Josef Strauß als einem sozialdemokratischen Gewerkschafter. Zu unrecht. Strauß kennt nach eigenem Bekunden nur einen Fall, und das ist der »Fall Rot«. Niggemeier ist da farbenfroher. Sein zweiter Fall heißt »Grün«. »Grüne Industriefeindlichkeit und kommunistische Verfassungsfeindlichkeit« würden sich für die Gewerkschaften als Bündnispartner geradezu verbieten, leidartikelte er nach dem Auftritt des IG-Metall-Vorstandsmitglieds Hans Janßen auf der Bundesversammlung der Grünen gegen »Mini-Parteien und Polit-Sekten«, die in der Gewerkschaft ihr Süppchen kochen wollten.

Überhaupt scheint ihm die Zubereitung flüssiger Vorspeisen die Hauptbeschäftigung der Linken zu sein. »Linksradikale kochen ihre Suppe«, überschrieb er schon 1977 einen Artikel gegen Atomkraftgegner in der »Welt der Arbeit« und für solch kulinarische Erkenntnisse stehen dem Gewerkschafter die Spalten der Rechtspresse immer offen. »Handelsblatt«, »Praline« und die Reservisten-Zeitung »loyal« druckten Niggemeiers Artikel nach.

Doch nicht nur in Grohnde, Brokdorf, Buschhaus oder Wackersdorf führte Horst Niggemeier seinen immerwährenden Kampf gegen die »hysterischen Exzesse« der Umweltschützer, auch im heimischen Datteln trat er gegen sie auf.

Da hatte er zum Beispiel Ende der Sechziger die Firma Ruhrzink angesiedelt, ein Unternehmen, das Hunderte neuer Arbeitsplätze in der Stadt schaffte. Aber von Anfang an gab es Leute, die an dieser industriellen Errungenschaft herummäkelten.

Ein Zahnarzt klagte über eingegangene Obstbäume, ein Bauer über unfruchtbares Vieh. Als Bürgermeister weigerte sich Niggemeier, die Schäden auch nur anzusehen. Von »angeblicher Umweltverschmutzung« sprach er und als ein Münsteraner Professor nach dreijähriger Forschung rund im die Zinkhütte hochgiftige Schwermetallkonzentrationen fand, lud Horst Niggemeier die Dattelner Betriebsräte zu einem Informationsgespräch ins Rathaus, woselbst die sich gegen »Panikmache und Hysterie« aussprachen, eine »Bürgerinitiative zur Sicherung von Arbeitsplätzen in Datteln« gründeten, einen einmaligen Auftritt in der Lokalpresse hatten und anschließend nicht mehr gesehen wurden.

Länger zu tun hatte Niggemeier mit einer Bürgerinitiative, die sich gegen den Bau eines Kern- und Kohlekraftwerkes in den Dattelner Rieselfeldern aussprach. In dem landwirtschaftlich genutzten Gebiet wollten die Vereinigten Elektrizitätswerke (VEW) ein riesiges Energiezentrum errichten, und VEW-Beiratsmitglied Horst Niggemeier fiel die Rolle des Propagandisten zu.

Schließlich hatte der helle Kopf den Mitgliedern des SPD-Ortsvereins Hillerheide schon 1976 »ohne Kernkraft eine dunkle Zukunft« angedroht und für die 80er Jahre erhebliche Engpässe in der Stromversorgung geweissagt. »Stromabschaltungen für Privathaushalte könnten durchaus erforderlich werden«, tönte er und manchem Dattelner Bürger lief ein kalter Schauer über den Rücken. Zumal Niggemeier in der »Einheit« auch pausenlos enthüllte, was es mit den Atomkraftgegnern auf sich hatte. »Hier gehen Gewalt und Terror um«, berichten Grohnder Bürger in einer Niggemeier-Reportage vom besetzten Bauplatz des Kernkraftwerks, und ein anonymer Bauarbeiter gibt »Angst vor dem verlodderten Haufen im 'Molukker-Dorf'« zu Protokoll. »Ratten und anderes Ungeziefer sind ihre Begleiter, und wo sie hausen, stinkt es«, läßt Niggemeier den Betriebsrat der Baustelle sagen.

Auch im heimischen Datteln läßt der Bürgermeister gern die Arbeiter zu Wort kommen. Als sechs evangelische Pastöre in einem Kanzelwort ihre Gemeinden vor dem geplanten Atomkraftwerk vor ihrer Haustür warnten, verschickte Niggemeier die Entgegnung seiner IG-Bergbau-Gruppen, die das sagten: »Wir wollen keine Massenarbeitslosigkeit durch Energiemangel; wenn die Pastoren das wollen, sollen sie es offen und ehrlich bekennen. Dann wissen wir wenigstens, woran wir sind.«

Doch es blieb nicht bei den vollmundigen Erklärungen in der Auseinandersetzung mit den frommen Atomkraftgegnern. Als ein von Niggemeier geschickter Hiwi aus der »Einheit«-Redaktion unter den Teilnehmern einer öffentlichen KBW-Veranstaltung zum Thema »Atomkraftwerk in Datteln« einen der protestierenden Pastöre erkannte, ließ sein Chef ihn ein Protokoll der Veranstaltung schreiben und schickte es einflußreichen Gemeindemitgliedern.

Ansonsten ist der Journalist Niggemeier auf eigene Recherchen nicht unbedingt angewiesen. Stolz präsentierte er einer Lokaljournalistin einst Informationen über die Parteizugehörigkeit verschiedener Umweltschützer. Auf die Frage nach der Quelle des nach Verfassungsschutz riechenden Materials antwortete Niggemeier damals: »Das finde ich in der Straßenbahn.«

In öffentlichen Verkehrsmitteln liegengeblieben zu sein scheint auch der Stoff für des Bürgermeisters neueste Kampagne. Weil ein Lohnsteuerhilfeverein aus Datteln von einem DKP-Mitglied geleitet wird, verdächtigte ihn Niggemeier als

»Datenspender« für östliche Geheimdienste. In zwei halbseitigen Pamphleten im »Handelsblatt« konnte Niggemeier zwar mit Namen und Privatanschrift dort beschäftigter Kommunisten und Zahlen aus der Steuererklärung des Vereins aufwarten, ansonsten handelte es sich bei seinen »Analysen« um ein Gebräu aus antikommunistischen Gemeinplätzen, Verdächtigungen und Verfassungsschutzbericht. Dennoch stieg jede zweite Zeitung zwischen Flensburg und dem Bodensee, von Niggemeier mit persönlichem Anschreiben darum gebeten, in die Kampagne ein.

Auf den Bauch fiel allein die »Bild am Sonntag«. Sie machte aus Niggemeiers »Handelsblatt«-Vermutungen kurzerhand Tatsachen-Behauptungen und mußte vor Gericht nach einem Rückzieher ihres Informanten klein beigeben. Auch NRW-Innenminister Schnoor teilte mit, daß ihm »keine Erkenntnisse« darüber vorlägen, »daß der Lohnsteuerhilfeverein e.V. Datteln oder dessen Vorsitzender anvertraute Daten oder sonstige Unterlagen einem östlichen Nachrichtendienst überlassen« habe.

Horst Niggemeier ficht das nicht an. In einer weiteren »Handelsblatt«-Analyse, die er als »Pressesprecher der IG Bergbau und Energie« zeichnete, kam er zu neuen Erkenntnissen. »Wo eine Bundeswehr-Garnison ist, da ist auch ein Lohnsteuerhilfe-Verein«, lautete der Tenor.

Diesen Mann, den einer seiner zahlreichen politischen Gegner öffentlich ungestraft einen »politischen Sittenstrolch« nennen durfte, wird ab 1987 dem Deutschen Bundestag angehören. Nach langem Zögern hat sich eine knappe Mehrheit in der örtlichen SPD gefunden, die Niggemeiers Wunsch, »da mitzumischen, wo die Weichen für unsere Politik gestellt werden«, erfüllte. Gemeinsam mit Johannes Rau, mit dem er sich nach eigenem Bekunden »in allen Fragen in völliger Übereinstimmung« befindet, will er »Vertrauen in der breiten Mitte unseres Volkes« suchen.

Hindern könnte ihn daran allein die Bochumer Staatsanwaltschaft, die seit einem Jahr wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder gegen ihn ermittelt. Entgegen ausdrücklichem Ratsbeschluß hatte der Bürgermeister den weißen Dienstmercedes samt Fahrer jahrelang für private Zwecke benutzt.

Doch wer die Stimmung in der Kanalstadt kennt, ist ziemlich sicher, daß sie ihrem Horst auch eine Verurteilung nicht übelnehmen würden. Schließlich ist er laut »Sozialdemokrat-Magazin« »vermutlich der einzige Sozialdemokrat, dem zu Lebzeiten ein Denkmal gesetzt wurde«. Auf dem Dattelner Neumarkt plätschert seit Jahren ein von der Kreissparkasse finanzierter »Horst-Niggemeier-Brunnen«.

Konkret 06/86, S. 34

**Günter Amendt**

# AIDS - Zur Strafe noch die Krankheit

**Noch setzen die AIDS-Experten auf Zusammenarbeit mit den Homosexuellen. Wie lange wohl?**

Die Frage wurde bereits aufgeworfen im Zusammenhang mit der Aids genannten Krankheit: »Sterben die Homosexuellen aus?«, wollte der »Spiegel« in einer kaum noch unterdrückten Aufwallung von Wunschdenken wissen.

Daran wird gearbeitet. Weltweit und systemübergreifend sind Hormonforscher und Aversionstherapeuten mit dem Absterbenlassen und der Abschaffung von Homosexualität beschäftigt. Was die Gentechnologen in diesem Zusammenhang ausbrüten, entzieht sich meiner Kenntnis. Es wird schon nichts Gutes herauskommen. Darauf kann man sich verlassen.

Augenblicklich allerdings befinden wir uns in einer Phase der Toleranz. Noch werden aufkommende Aggressionen gedämpft und allzu heftige Verfolgerreflexe gezügelt, noch gebärden sich Experten und Sachverständige zurückhaltend. Die erste Stufe der Aids-Prävention setzt auf die Zusammenarbeit mit den Hochriskierten. So erklärt sich die flächendeckende und republikübergreifende Koalition von staatsmedizinischen Einrichtungen samt der dazugehörigen Bundesämter mit den 'Aidshilfe'-Gruppen. Zum Wohl aller Beteiligten. Wie lange noch? Wo liegt die Grenze der Kooperationsbereitschaft, auf welchen Durchseuchungsgrad hat man sich heimlich festgelegt, auf welche Todesmarge geeinigt? Tausend? Fünftausend? Zehntausend?

Diese Aids-Koalition ist labil und gefährlich, denn in ihr läßt sich der Staat mit seinem Repressionsapparat durch beamtete Epidemologen, Virologen und Immunologen vertreten, Medizinern also und damit Repräsentanten eines Berufsstandes, der in der Geschichte der Homosexuellenverfolgung gemeinsam mit den Pfaffen die Meute der Verfolger anführte.

Auch Politiker, von einigen Vorlauten abgesehen, beteiligen sich an der Stillhaltekoalition. Sie versichern mitten im Getümmel putschistischer Gesetzgebungsverfahren, im Umfeld des neuen Streikrechtsparagraphen, von Sicherheitsgesetzen und Geheimverträgen und vor dem Hintergrund einer Antisemitismusdebatte, an Repression und Meldepflicht sei nicht gedacht: »nicht im Augenblick«, »gegenwärtig keinesfalls«, »noch nicht«. Der drohende Unterton ist nicht zu überhören.

In einem Kommentar zum »Aids-Hearing« des Bundestages benennt die »Frankfurter Rundschau« deutlich die Interessenlage: »Diese Gelassenheit und Großzügigkeit entspringt vor allem Nützlichkeitserwägungen.« Es seien Testverweigerungen zu erwarten, wenn man Ärzte zwinge, Meldung zu erstatten, und »mit der Meldepflicht beginnt die Stigmatisierung und die Ausgrenzung.« Ähnliches war auch auf dem »Aids-Hearing« der AOK in Hamburg zu hören. Es ist überall zu hören, denn Gelassenheit und Großzügigkeit liegen nahe bei der Gleichgültigkeit und der Vergeßlichkeit. Hier wird 'vergessen', daß Homosexualität noch immer in vielen Ländern, unabhängig von der Gesellschaftsordnung, als Straftatbestand gefaßt und erfaßt wird, daß »Stigmatisierung und Ausgrenzung« lange vor der Meldepflicht mit dem Strafgesetzbuch beginnen. Diese 'Unkenntnis' auch im Kreis sogenannter Experten, diese allgemeine 'Vergeßlichkeit' ist ein untrügliches Zeichen fortwährender Diskriminierung von Homosexuellen.

Besonders Mediziner fühlen sich von Aids herausgefordert. Sie haben die Herausforderung nicht nur angenommen, sondern gleich noch wohlmeinend und verständnisvoll die Wortführerschaft in der Aids-Diskussion übernommen. Das hat fatale Konsequenzen: Homosexuelle sind nicht nur bevorzugtes Opfer einer heimtückischen Krankheit, sie sind auch Objekt einer aberwitzigen Diskussion von Experten, deren Lebenserfahrung allzuoft über die Ergebnisse von Tierexperimenten nicht hinausragt und von Sachverständigen, die sich der Magie statistischer Berechnungen verschrieben haben. Diese Expertenschar darf sich als Kenner »homosexuellen Lebensstils« ausgeben, den sie ganz offensichtlich mit einem Trend der Haute Couture verwechselt.

Fast alle, denen Aids nicht nur zu einer Aufgabe, sondern auch zu einem unerwarteten Karriereschub verhalf, sind überfordert. Auf das, was ihnen da zugemutet wird, waren die meisten nicht vorbereitet. Das Leben. Die Beschäftigung mit einer als exotisch empfundenen Welt wird durchaus unterschiedlich erlebt und verarbeitet. Die einen sind fasziniert, die andern abgestoßen, die meisten beides. Wer sich aber von der homosexuellen Lebenswirklichkeit faszinieren läßt, muß an Realitätsverlust und Wirklichkeitsverzerrung leiden.

Zugegeben, die Homosexuellen-Bewegung der 70er Jahre hat zur Verkennung der Lage selbst beigetragen, indem sie ihre Lebenswirklichkeit öffentlich wie eine Ausstattungsrevue inszenierte. Botschaften aus der Szene sprachen nur vom omnipotenten homosexuellen Manngay und immer vergnügt, mobil und ständig auf der Suche nach neuen, sinnlichen Erfahrungen, rast- und ruhelos immer auf Abenteuer aus, materiell unabhängig, immer chic und stets konsumwillig. International führt die Homosexuellen-Bewegung der USA die *gay pride parade* an, am »Lebensstil« US-amerikanischer Schwuler orientieren sich mehr oder weniger alle Homosexuellen-Bewegungen in den westlichen Industrienationen. Ihr Zerrbild vom homosexuellen Mann paßt gut in den Mythos vom grandiosen Individuum on *his own way* und die Romantik des *lonesome cowboy*.

*On the road again*, selbst der 'Wandertrieb' der Homosexuellen, soziologisch ausgedrückt, ihre horizontale Mobilität, erscheint so im verklärten Licht einer begeisterten Pilgerfahrt: Mekka immer vor Augen. Doch Mekka ist Getto. Das Gettoleben in San Francisco, Chicago oder New York City hat einen oft hohen Preis. Niemand fragt danach. Niemand will wahrhaben, daß es hier auch um Emigrantenschicksale geht. Tragödien der Entwurzelung und der Einsamkeit. Allein in New York City ist die Zahl derer, die von Aids in Verelendung und Obdachlosigkeit getrieben wurden, größer als die Gesamtzahl aller in der Bundesrepublik registrierten Aids-Fälle. Doch auch die Homosexuellen selbst, solange sie jung sind und viril und der Getto-Glamour von ferne flackert und flimmert, wollen vom Preis nichts wissen. Man geht eben hin, wo das Leben lebt: glauben, hoffen, lieben. Man geht hin, wo man sich vor Verfolgung und Kontrolle sicher wähnen darf, denn von Alabama über Michigan nach Rhode Island, in fast der Hälfte aller US-Bundesstaaten steht homosexuelles Verhalten noch immer unter Strafandrohung. Hier auch.

Auch hier gehört die Strafbarkeit »homosexueller Handlungen« zu den prägenden Erfahrungen eines Jungen von vierzehn, fünfzehn, sechzehn oder siebzehn Jahren auf dem Weg zur homosexuellen Ich-Findung, egal ob ihn die verzwickte Altersgrenzen-Regelung gerade noch verschont oder gerade schon betrifft. (Vor achtzehn: »Du darfst«, wenn beide unter achtzehn sind. Mit achtzehn: »Du darfst nicht«, wenn einer unter und der andere über achtzehn ist. Nach achtzehn: »Du darfst«, wenn beide über achtzehn sind.)

Was soll man da noch sagen? Alle Argumente sind verbraucht. Dem wissenschaftlichen Erkenntnisstand ist nichts hinzuzufügen. Auch die historischen Fakten, das Verbrechen an Homosexuellen im Namen der Normalität und des 'gesunden Menschenverstandes', sind bekannt.

Erst seit gut hundert Jahren beschäftigt sich die Wissenschaft mit der Sexualität. Dabei hat sie, wie Gunter Schmidt schreibt, »immer wieder ihr Doppelgesicht gezeigt: zwischen Hilfe zur Befreiung und Beihilfe zur Unterdrückung«. Man könnte annehmen - der Blick in das gerade erschienene 'KONKRET' Sonderheft, in dem Sexualwissenschaftler Auskunft geben, verführt dazu -, wenigstens hier in der Bundesrepublik sei die Frage, *which side are you on*, geklärt. Ein Irrtum, auf den jeder stoßen wird, der in die unzähligen Aids-Veranstaltungen landauf landab auch nur hineinhört. Wie aus dem Boden gestampft und von journalistischen Bütteln angestachelt, bieten Pseudoexperten ihre Beihilfe an - notfalls werden sie über den großen Teich eingeflogen. Ihnen hat der kleine Kreis kompetenter Sexualwissenschaftler wenig entgegenzusetzen, denn Aids ist auch ein Medienphänomen, und die Medien decken ihren Bedarf an Expertentum nach eigenen Kriterien. Wer auf die Aids-Hysterie nicht einsteigt, hat wenig Chancen gehört zu werden.

Und so senkt sich eine kollektive Depression über die Homosexuellen-Szene. Zur Strafe nun auch noch Krankheit und Tod. Sicher läßt sich die Stigmatisierung homosexuellen Verhaltens und die gesellschaftliche Diskriminierung von Homosexuellen mit juristischen Mitteln nur schwer bekämpfen. Es bleibt aber dabei: Die Bestrafung homosexuellen Verhaltens oder auch nur die Drohung mit Strafe ist ein eklatanter Verstoß gegen die Menschenrechte. Die Haltung von Sexualexperten und medizinischen Sachverständigen, aber auch die von ',

kern in der Frage des Homosexualitäts-Paragraphen hier und anderswo wird deshalb zum Prüfstein und zum Unterscheidungsmerkmal »zwischen Hilfe zur Befreiung und Beihilfe zur Unterdrückung«.

Keine und keiner darf ungeschoren davongekommen. Keine Aidsveranstaltung, keine Expertenbefragung ohne Klärung dieser Haltung - und zwar vorweg, bevor noch Nebelschwaden von Wohlwollen und Verständnis sich über das meist homosexuelle Publikum ergießen. Dafür haben die Homosexuellen selbst zu sorgen und sei es im Namen der Vierzehn-, Fünfzehn-, Sechzehn- und Siebzehnjährigen, von deren wenig verlockender Zukunft als Homosexuelle der Druck juristischer Diskriminierung genommen werden muß. Und zwar sofort. Deshalb: Zuoberst und zuallererst - Weg mit dem Paragraphen 175.

Konkret 06/86, S. 38

# Magazin

### WIE LANGE NOCH?

Alan Garcia Perez ist 36 Jahre alt und seit dem 28. Juli letzten Jahres Präsident Perus. Er mischt sich gern unters Volk, und er gibt sich selbst dort volkstümlich, wo es bisher weniger üblich war. Die möglichen Folgen sind auf dem Bild rechts absehbar: Als Alan Garcia eine Kaserne von Fallschirmspringern besuchte, aß er nicht etwa im Kasino, sondern bediente sich in der Kantine so wie die Mannschaften auch. Die Generäle selbst mußten es ihm nachmachen. Es wird sich erweisen, ob solche kleinen Frechheiten ihn nicht im gleichen Maße beim Volk beliebter wie bei den Generalen immer unbeliebter machen. Der General Larrea etwa, auf dem Bild am Tisch im Vordergrund ganz rechts, ist zwar, wie man sehen kann, nicht in der Lage, ein Tablett mit einem Fertiggericht richtig herum vor sich hinzustellen - immer sind die Schälchen für den Salat und das Dessert im Wege - aber beim Putschen ist er so was von routiniert...

### »TRINKERGEMEINSCHAFT«

Im Zuge der planmäßigen Bagatellisierung rechtsradikaler Aktivitäten hat das Bundesinnenministerium in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift »Innere Sicherheit« erklärt, bei den »Skinheads« handle es sich um keine Rechtsextremisten, sondern vielmehr um »Trinkergemeinschaften«. In der Analyse gelangt das Haus des Innenministers Zimmermann zu der Auffassung, NS-Embleme seien in erster Linie nur »provokativ« gemeint, außerdem beschrankten sich die »Skinheads« »auf ein unreflektiertes Wiederholen neonazistischer Parolen«. Gleichzeitig versicherte das Bundesamt für Verfassungsschutz, die »Glatzköpfe« seien kein gezieltes Beobachtungsobjekt. Dies obwohl nach dem Jahresbericht desselben Verfassungsschutzamtes 1984 der Landesverband Nordrhein-Westfalen der »Freiheitlichen deutschen Arbeiterpartei« (FAP) engsten Kontakt zu den »Skinheads« und zur »Borussenfront« unterhält.

Auch das niedersächsische Landesamt für Verfassungsschutz berichtete über enge FAP-Kontakte zu »Skinheads« und über die sich immer stärker bemerkbar machenden neonazistischen Einflüsse auf Gruppen von Fußballfans, die in Hannover mit antisemitischen und ausländerfeindlichen Parolen her vortreten. Sprüche wie »Deutschland den Deutschen«, »Türken raus - Für jeden toten Türken geb' ich einen aus!« sind auf Sportplätzen keine Seltenheit mehr.

In Niedersachsen bemüht sich die Wehrsportgruppe von Uwe Jürgens erfolgreich, »Skinheads« zu rekrutieren. Der Sozialpädagoge Horst Wietelmann, der sich gemeinsam mit seinen Kollegen mit dem Verhalten der Fußballfans beschäftigt, bestätigt ebenfalls, wie stark die Verbindung zwischen den »Skinheads« und der »Hamburger Liste Ausländerstop« zur »Freiheitlichen deutschen Arbeiterpartei« (FAP) und zur »Nationalistischen Front« sind.

An der Ermordung des Türken Ramazan Avci in Hamburg waren nachgewiesenermaßen Mitglieder der »Skinheads« beteiligt, von denen einer seine Zugehörigkeit zur FAP bereits zugab.

### TIEDGE?

Die Bundesregierung mag weder bestätigen noch dementieren, daß der Verfassungsschutz seit Jahren die Personalien jener Bundesbürger überprüft, die bei der südafrikanischen Botschaft ein Visum zum Besuch des Apartheid-Staates beantragen. Leute, die es wissen müssen, hatten den Grünen im Bundestag verraten, daß diese Praxis bis in die siebziger Jahre zurückreiche.

Daran beteiligt war auch ein Kölner Beamter namens Hans Joachim Tiedge. Gemeinsam mit seinem Kollegen Kunert pflegte er den Kontakt zu den Sicherheitsbeauftragten - sprich: BOSS-Agenten der Botschaft. Im Juni 1975 versuchte Tiedge gemeinsam mit dem damaligen südafrikanischen Geheimdienstchef Hendrik von den Bergh herauszufinden, wer für das Verschwinden brisanter Akten verantwortlich war, deren Inhalt wenig später die stets bestrittene atomare Kollaboration zwischen der bundesdeutschen Atomforschung und Südafrika belegte.

Zimmermann schweigt und stellt klar, »daß Auskünfte in diesem empfindlichen Sicherheitsbereich nicht im Plenum des Deutschen Bundestages, sondern in der dafür vorgesehenen Parlamentarischen Kontrollkommission erteilt werden. Daran möchte die Bundesregierung auch im vorliegenden Fall festhalten.«

### SINGER SCHIESST

Generationen nahten Blusen, Kleider, Hemden und Wasche auf Singer-Maschinen. Die Firma mit dem roten »S« war 1851 von Isaac Merritt Singer gegründet worden. Kürzlich teilte die Leitung des in Stamford (US-Bundesstaat Connecticut) ansässigen Konzerns mit, daß die Produktion von Nahmaschinen eingestellt wird. Der Grund: Das Unternehmen will sich ausschließlich dem Rüstungsgeschäft widmen, das in den letzten Jahren bereits mehr als die Hälfte des Umsatzes und des Gewinns einbrachte. Singer liefert Ausrüstungen für die elektronische Kriegsführung sowie Leitsysteme für Flugzeuge und Raketen.

**ENDLICH**

Die europäischen Legehennen, die immer schon einen reichlichen Mangel an Auslauf hatten, können sich freuen; können sich eigentlich nicht freuen, denn die Übereinkunft der Landwirtschaftsminister der EG, die Grundfläche eines jeden Käfigs gleich um mehr als zehn Prozent zu vergrößern, gilt erst ab 1988 und dann auch erst nur für die Neubauten. Erst zum 1. Januar 1995 werden alle Hennen, den gleichen Anspruch haben. Auf 450 Quadratzentimeter. Gegenwärtig sind es noch 400. Das entspricht noch nicht einmal der Größe eines DIN-A-4-Blattes. Fein raus sind jetzt schon die dänischen Hennen. Dort beträgt die vorgeschriebene Käfigoberfläche mindestens 600 Quadratzentimeter. Das entspricht etwa der Größe eines DIN-A-Blattes.

MADE IN USA

Das Gebrüll war seinerzeit riesig: US-Bürger in der sowjetischen Hauptstadt würden durch einen höchst gefährlichen Puder markiert, wenn sie beispielsweise die Klinke der US-Botschaft anfaßten. Mittlerweile hat sich herausgestellt, daß dieser »Spionagepuder« in den USA käuflich erworben werden kann. Wie die Zeitschrift »Chemical and Engineering News« meldete, verkauft die in Milwaukee ansässige Firma Aldrich Chemical die Substanz, ein Nitrophenylpentadien für 19 Dollars je Zehntelgramm. Das US-amerikanische Außenministerium hat zudem bekanntgegeben, daß die Verbindung - anders als zunächst behauptet - die Gesundheit nicht gefährdet, wenn sie zum Markieren von Personen verwendet wird. Bleibt jetzt nur noch offen, wer den Puder benutzt hat. Das US-Außenministerium verbreitete seinerzeit, daß es, oh welche Überraschung, der KGB war.

**SKINS (Fortsetzung)**

Nach einem Mord an einem Skinhead in Hannover (siehe KONKRET 4/86, Seite 43) taten die Presse, Polizei, Ermittlungsbehörden so, als sei dieser Mord gar nichts besonderes. Mittlerweile hat auch der Niedersächsische Innenminister auf eine Kleine Anfrage der Grünen zu diesem Komplex geantwortet. Dort heißt es:

*»Nach polizeilichen Erkenntnissen war der getötete Niels Krückeberg bereits seit mehr als 2 Jahren nicht mehr den Skinheads zuzuordnen. Obwohl er noch die für diese Gruppierung typische Kleidung und den Haarschnitt trug, hatte er sich innerlich völlig davon distanziert.«*

Auf die Frage, welche Kontakte der Ermordete zu neonazistischen Kreisen, insbesondere zur FAP und der Nationalistischen Front hatte, erklärt das Innenministerium:

*»im Rahmen des Ermittlungsverfahrens konnten keine Hinweise auf Kontakte zu neonazistischen Kreisen, insbesondere nicht zur FAP und der 'Nationalistischen Front' (NF) gewonnen werden.«*

Der Aussage des Innenministeriums zuwider lauft ein Text in den »FAP Nachrichten«, Ausgabe 4, März 1986, des Landesverbandes Nordrhein-Westfalen in der Rubrik »Aus dem Parteileben«. Dort heißt es:

*»Mord an Kameraden - Ort des Geschehens: Hannover. Zeit: Anfang Januar. Niels Krückeberg - ein junger Kamerad, verläßt unsere Hannoveraner Stammkneipe. Leichter Nieselregen setzt sein, er schlägt den Kragen hoch und will sich auf den Heimweg machen. Ein Schuß zerreißt die Stille - Niels bricht blutend zusammen. Kopfschuß, Tod! Der Täter war ein maskierter Ausländer, ein feiges unmenschliches Subjekt. Niels Krückeberg - 9. Blutzeuge unserer Gesinnungsgemeinschaft in 6 Jahren - ein junger Idealist, der sein Leben für uns dahingegeben hat. Kamerad Niels, wir trauern um Dich! Ein junges Leben, geopfert für die heilige Idee - für DEUTSCHLAND! Kamerad Niels, wir vergessen Dich nicht! Und vergeben wird auch nichts!«*

**AUSBILDUNG SCHNELL BEENDET**

Noch bevor die USA von Großbritannien aus ihren Terrorangriff gegen Libyen flogen, hatten drei libysche Flugschüler, die in Großbritannien ausgebildet wurden, einige Beschränkungen im Ausbildungsprogramm aufgebrummt bekommen: Ihnen waren Alleinflüge mit der Begründung untersagt worden, sie könnten derartige Flugstunden für Kamikaze-Flüge mißbrauchen.

**MEHR REIS**

Die nicaraguanische Regierung will im laufenden Jahr den Reisanbau forcieren. Technische Installationen sollen überprüft, der Anbau systematisch betrieben und das landwirtschaftliche Personal ausgebildet werden, um den höchstmöglichen Ernteertrag zu erzielen. Reis gehört neben Salz, Zucker, Seife und Speiseöl zu den Grundbedarfsprodukten, die die sandinistische Regierung den Konsumenten garantiert.

Eine Untersuchung hat ergeben, daß in den letzten Jahren der Reiskonsum der Bevölkerung auf einen Prokopfverbrauch von jährlich 30 kg (1983/84) angestiegen ist. Gleichzeitig ist die Produktion jedoch gesunken, weil die Anbaugebiete teilweise im Kriegsgebiet liegen.

**EIN AUTOVERKÄUFER ALS US-PRÄSIDENT?**

»Wie in Detroit gemunkelt wird, zieht es Lee Iacocca in ein öffentliches Amt. Nicht irgendein öffentliches Amt, sondern eines, das groß genug ist, um jedem Mann mit einem Superego Genüge zu tun. Wie man hört, sehnt sich Lee Iacocca, der Chef der Chrysler Corporation, danach, unser aller Präsident zu werden.« Es ist immerhin fast drei Jahre her, seit das »Wall Street Journal« diese Meldung brachte. Der frühere Vize-Präsident der Ford Motor Company und Chrysler-Sanierer Iacocca ließ dementieren, die Möglichkeit einer Kandidatur bei Gouverneurs-Wahlen schlug er aus. Doch jetzt wurde die Meldung wieder aktuell. Ronald Reagan besaß die Unvorsichtigkeit, Lee A. Iacocca als Vorsitzenden der Kommission zur Restaurierung der Freiheitsstatue zu feuern.

Ähnliches ging schon einmal schief als Henry Ford II den Italo-Amerikaner feuerte (»Mir gefällt Dein Gesicht nicht«), soll Iacocca aus purer Rache den darniederliegenden Konkurrenten Chrysler saniert und zur ernstzunehmenden Ford-Konkurrenz aufgebaut haben. Der Rachezug Iacoccas erweist sich, wenn die tatsächlich ausgedruckten Fakten der Chrysler-Bilanzen und Iacoccas eigene Interpretation zur Kenntnis genommen werden, als eine ganz ordinäre kapitalistische Sanierung: Iacocca ließ die Belegschaft des Autokonzerns auf fast ein Drittel reduzieren und das Lohnniveau drastisch senken - womit er eine Vorreiterrolle für die gesamte US-Autoindustrie spielte.

Iacocca in seiner Autobiographie: «Wir mußten viele Leute feuern... Es ist wie im Krieg: Wir haben gesiegt, doch mein Sohn ist nicht zurückgekehrt... Existenzen wurden zerstört, Eltern mußten ihre Kinder vom College nehmen, begannen zu trinken, ließen sich scheiden. Doch wir haben den Konzern gerettet.«

Als erstmals die Gerüchte aufkamen, Iacocca ziele von Detroit auf das Weiße Haus, konnte man noch Wetten annehmen, auf welchem Partei-ticket der Mann plaziert sein würde. Iacocca lokalisierte sich selbst in der politischen Landschaft erstaunlich präzise: »Ich bin der erste, der zugibt, daß ich immer Republikaner favorisiert habe, wenn ich viel verdient habe. Aber seit ich zu Chrysler gekommen bin, tendiere ich mehr zu den Demokraten.« Die Erklärung ist einfach- Zu diesem Zeitpunkt, 1978/79, benötigte Chrysler schlicht drei Milliarden Mark Staatsknete und die Demokraten waren noch am Ruder und gewahrtem Iacocca das Geld. Als Chrysler mit Hilfe dieser Gelder saniert war und die Republikaner das Sagen hatten, ließ sich Iacocca von der Reagan-Administration als Personifizierung des wagemutigen Unternehmers feiern. Das Techtelmechtel mit dem Staat als Reparaturanstalt des »privaten« Unternehmertums war vergessen. Als Vorsitzender der Kommission zur Restaurierung der Freiheitsstatue schien Iacocca die geeignete Charaktermaske.

Nachdem Iacocca im Februar 1986 diesen Posten verlor, waren die Demokraten sofort zur Stelle und boten ihm die Kandidatur als demokratischer Präsidentschaftskandidat an. Denn inzwischen ist der Chrysler-Sanierer durch gutes Marketing zu einer Art amerikanischer Kultfigur geworden. Das Buch »Iacocca - An Autobiographie« (»Eine amerikanische Karriere«) wurde weltweit rund drei Millionen Mal verkauft. Neben Einblicken in die Funktionsweise eines gut geführten kapitalistischen Unternehmens (»Eines Tages befahl mir Henry Ford, einen leitenden Angestellten zu entlassen, weil er 'eine Schwuchtel' sei. Auf meinen Einwand: 'Der Mann ist ein guter Freund von mir und verheiratet', sagte Henry: 'Er ist schwul. Schau ihn doch an. Seine Hosen sind zu eng ... !'«), enthält das Buch vor allem Selbstverständlichkeiten wie diese. »Ich möchte keinen Zweifel an meinem Standpunkt lassen. Das kapitalistische System ist das beste Wirtschaftssystem, das die Welt je gekannt hat ... « Die Frage, weshalb ein Mann wie Iacocca als US-Präsidentschaftskandidat infrage kommt, beantwortete das »Wall Street Journal«: »Wenn es einem Hollywood-Star gelingt, US-Präsident zu werden, warum nicht einem Detroiter Autoverkäufer?« Die Frage, weshalb ein Kandidat, der noch 1984 - nach den scharfen Reaganschen Sparmaßnahmen im sozialen Bereich - weitere Lohnkürzungen und Sozialabbau forderte,

als demokratischer Kandidat infrage kommt, beantwortete diese Partei im April 1986: auf Platz zwei und drei der demokratischen Liste für die Gouverneurswahlen in Illinois konnten sich Vertreter der rechtsradikalen Labour Party Lyndon La Rauches - hierzulande als Europäische Arbeiterpartei/EAP bekannt - etablieren.

Winfried Wolf

*Alle lacocca-Zitate nach der Autobiographie »lacocca - Eine amerikanische Karriere«, Econ-Verlag. Soeben erschien im Konkret Literatur Verlag das Buch Winfried Wolfs »Autokrieg - Konzerne rüsten für die Zukunft«, das u. a. ein gesondertes Kapitel zur Chrysler-Sanierung enthält.*

**VERWEIGERUNG**

Aufmüpfige junge Männer bereiten dem südafrikanischen Verteidigungsminister Malan Sorgen: Nachdem sie das achtzehnte Lebensjahr erreicht haben, dienen die weißen Südafrikaner 24 Monate lang in der Armee. Doch der Wehrdienst, den die meisten von ihnen früher als selbstverständliche Pflicht betrachteten, stößt heute auf wachsende Kritik.

Seit die Regierung Heeresverbände gegen Protestdemonstrationen in den Schwarzenghettos einsetzt, lernten zahlreiche weiße Bürgersöhne die elenden Lebensbedingungen der Schwarzen kennen. Sie begannen zu begreifen, daß sie mit ihren Waffen ein Unrechtssystem aufrechterhalten und unterstützten immer häufiger die von 51 oppositionellen Organisationen erhobene Forderung »Truppen raus aus den Townships«. Aus Protest gegen den Einsatz des Militärs als Bürgerkriegsgarde leisteten allein im Jahre 1985 etwa 7 000 Südafrikaner dem Einberufungsbescheid keine Folge.

**FIDIRALLALA**

»Dieses grausige KZ-Marderspiel übertrifft an Perversität alles, was bisher an neonazistischer Agitation zu beobachten war.« Eine solche »brutale Verharmlosung der Nazi-Verbrechen kann nicht ungestraft hingenommen werden«. So kommentierte Bundesjustizminister Hans Engelhardt am 21. September 1984 ein Würfelspiel »Jude ärgere dich nicht«. Am Vorabend dieser Erklärung bekannte sich der »Produzent« dieses »Spiels«, der ehemalige Polizist und Verfassungsschutzmann Hans-Günther Fröhlich, zudem Inhalt des antisemitischen Würfelspiels. Ein Gericht sprach ihn dennoch von der Anklage der Volksverhetzung frei, da ihm Herstellung und Vertrieb nicht nachgewiesen werden konnten. In den letzten Monaten wird diese antisemitische Perversität von der NSDAP/AO, Box 6414, Lincoln, Nebraska 68506, USA (Gerhard Lauck), neu verbreitet. Offensichtlich hat Herr Fröhlich an seine amerikanischen Gesinnungsfreunde eine Art »Lizenz« weitergegeben.

Die Spielanleitung umfaßt sieben Punkte, mit denen die Judenvernichtung in symbolischer Form durchgeführt wird. Als Zugabe wird den Beziehern noch ein »Gaskammersong« (»Die Aus-schwitzsünger stellen vor: Den Holokotz-Vergasungschor«) geliefert. Nach der Melodie von »Die Vögel wollten Hochzeit machen fidirallala, fidirallala, fidirallala« werden 48 »Gstanzln« zum Mitsingen empfohlen wie zum Beispiel:

»In Auschwitz brennt die Anne Frank, die sind wir los jetzt, Gott sei Dank! fidirallala ... /Im Ofen nähern sich anal einander - Kreisky, Wiesenthal fidirallala ... Im Gasraum singt die Judenschar: Jetzt, Eichmann, mach den Gashahn klar, fidirallala ... An Auschwitz ist der Ofen kalt - steckt sie aufs Grill vom Wienerwald! fidirallala ... «.

**SCHNAPSDEVISE**

Der Kampf gegen den Alkoholismus, wie er jetzt in der UdSSR und auch in der Volksrepublik Polen intensiviert worden ist, hat zumindest in Polen nicht allein das Ziel, der Bevölkerung eine gesündere Lebensweise beizubringen. Polen hofft auch, durch einen verringerten Konsum im Lande ohne Steigerung der Produktion mehr Wodka als in der Vergangenheit in das kapitalistische Ausland exportieren zu können. Gegenwärtig sind 20 Prozent des Wodkas für den Export bestimmt.

**PLÄSIR**

Tempi gottseidank passati, flog es mich unlängst an in einer gutsortierten Staatsbibliothek, als ich die Bestände historisch-kritisch auf Sexistisches durchforstelte. Im Kriegswinter 1915/16, aber auch im Sommer 46, also eine Generation später - nicht ein Stück. Dieser Tage nun, grade ein Menschenalter nach dem Vergleichszeitraum Nummer Eins, sage und staune 1277 (Hard Porno Ware auf Bild- und Tonträgern nicht mitgezahlt!). Und darunter ein besonders vivilfrisches Erotikum, dem ich breite Akzeptanz wünsche. Es sind dies die »Sex Tips für Girls« von de Nordamerikanerin Cynthia Heimel, einer Bild-hübschen Feministin, mit männlichem (!) Kind, die gelesen sein wollen.

Wie viele (zu vielet) Kohabitations-Ratgeber führen sich auf wie Gebrauchsanweisungen für industrielle Gerate (Toastraster, m, Steckdose, w). Nicht so Cynthias Werk. Ihr Sex-Vademekum ist beseelt von antiautoritärfrivolironischem Geist des New Yorker multisexuellen undergrounds, hat also nothing von deutscher, geschweige deutsch-feministischer Gründlichkeit. Leichtesten Sinnes referiert Mutter Heimel über die importante Frauenfrage »Sperma schlucken oder nicht«, apodiktisch knapp leitet sie »Geilheit« ab aus »Existenz«, und hilfreich geht sie ihresgleichen mit Rat zur Hand, wenn es gilt, »ein Diaphragma einzuführen«. Wie schwer tut sich der bayerische Lehrerminister im Unterrichtsfach »Körperteilkunde«. Und wie lebensbejahend handelt Cynthia den Komplex »Oraler Sex« ab: »Nimm den Penis in deinen Mund und sauge daran.«

»Dessous«, »Peitschen«, »Partnertausch«, aber auch Fänomene wie »Ejaculatio praecox« und »Aerobic«, Cynthia nennt die Dinge und Vorgänge beim Namen und laßt so gut wie nix aus. So daß man Frau gern zuruft over the big Teich: Wrote a funny fuck-know-how-book, Cynthial Und wie sich der deutsche Lizenznehmer, der Berliner »Sympathie-Verlag« bei der Übersetzung (toll, Translaterin Gabriele Beckel) bemüht hat, den Jargon des Originals zu treffen, so ists recht, so machts Pläsier.

Horst Tomayer

*Cynthia Heimel: »Sex Tips für Girls«, Sympathie Verlag Berlin, 272 Seiten, DM 79.80*

**ROQUE DALTON**

Von ihm stammen in dem Gedicht »Über Kopfschmerzen« die schönen Verse: »Beinn Aufbau des Sozialismus/planen wir das Kopfweh mit ein/ und es wird nicht knapp bemessen, ganz im Gegenteil./ Der Kommunismus wird sein(unter anderem)/ ein Aspirin von der Größe der Sonne.« Das erschien 1981 in»y otros lugares/ und andere Orte - Gedichte« bei Stroemfeld /Roter Stern als erster Hinweis im hiesigen Sprachraum auf einen Poeten aus San Salvador, der 1933 geboren, 1955 der KP seines Landes beigetreten, ins Exil gegangen war, sich 1974 dem Untergrund angeschlossen hatte und ein Jahr später von Mitgliedern einer Guerillagruppe ermordet worden war. Als Verräter, hieß es erst. Später war dann alles nur ein Irrtum. Den Gedichten - Casa de las Americas hatte sie mit einem Preis ausgezeichnet - folgt jetzt - mutig, mutig - im Züricher rotpunktverlag der Roman »Armer kleiner Dichter, der ich war«(510 Seiten, 35 DM). Eine ganze Reihe solcher Dichterlein kommt in dem Band zu Wort. Vorgestellt wird eine Intelligenz, die sich fast manisch an europäischen und nordamerikanischen Vorbildern und Denkmustern orientiert und von der Warte einer privilegierten Minderheit aus die salvadorianische Realität nicht sonderlich erfolgreich zu beurteilen sucht. Der Roman ist aber nicht nur eine Satire auf freischwebende bürgerliche Intellektuelle, er ist auch Bericht über eine fortschreitende Bewußtwerdung, in deren Verlauf die reinen Sprachspielereien immer mehr in den Hintergrund treten und die Sicht auf die realen Konturen Zentralamerikas immer klarer werden. Er ist die mühevolle Annäherung an die eigene Realität durch das Dickicht einen fremden und letztendlich entfremdeten Überbaus. Roque Dalton erlebte das Erscheinen des Romans nicht mehr.

**ZWEI WELTEN**

Die wichtigste Person bei der Verleihung des Noma-Preises 1985, die für Afrikas Literatur prestigereichste Auszeichnung, war abwesend. Drei Wochen vor der Veröffentlichung seines Namens als Preisträger war Bernard Nanga gestorben. Nanga hatte in Frankreich an der Universität von Strasbourg studiert und war nach Kamerun zurückgekehrt, wo er an der Universität in Yaoundé bis zu seinem Tod unterrichtet hatte.

Der ausgezeichnete Roman »La Trahison de Marianne« (Der Verrat der Marianne; Nouvelles Editions Africains, Dakar 1984, Nr. 10 in der 'Collection Créativité') ist autobiografisch: Ersteht ganz in der Tradition des afrikanischen Jugend- und Studentenromans eines Camera Laye, Cheikh Hamidou Kane, B. Dadié, Aké Loba oder Ken Bugul: alle mit immer neuen Variationen zum Thema 'étudiant noir'- der schwarze Student im Ausland.

»Ein Klischee-Thema für die afrikanische Literatur«, sagt. Darothy Blair, Mitglied der Nomapreis-Jury, »aber die Faden sind so vielschichtig gesponnen, so mit Spannung geladen, einmal sehr poetisch, dann sehr hart.... daß es ein guter Roman ist«. Nanga schreibt gegen Schluß des Romans: »Die wahren Intellektuellen Genies sind sehr konkret«. Er hat es ebenso versucht, wie zwei Welten, die einfach nicht zusammenpassen wollen, zusammenbringen zu wollen.»Genau am Schneidepunkt dieser zwei Welten mag meine Freiheit liegen.« Er hat sie nicht erlebt.

**KRONEN FÜR ANC**

Die gegenwärtig populärste Rockgruppe Schwedens, »Imperiet« gab in Nicaragua drei begeistert aufgenommenen Konzerte in Managua. Die vier Schweden besuchten außerdem Kriegsgebiete und trafen mit Jugendlichen zusammen und wurden von Ernesto Cardenal zu einem Gespräch empfangen. Die Gruppe weiß, auf welcher Seite sie steht: Ihre letzte Langspielplatte widmete sie dem Kampf des Volkes von Südafrika. Sie überwies dem ANC zehn Kronen pro verkaufte Platte.

**Nicaraqua-Film**

In der Zürcher »WochenZeitung« schrieb Corinne Schelbert über »La Revoluta«, einen Video-Film, der Geschichte und Bestandsaufnahme in einem ist: »Es ist ein schöner und notwendiger Film, weil neben der Sympathie für die sandinistische Revolution auch eine Neugier für deren Alltag, ein Sensorium für die humoristischen und zuweilen anachronistischen Schlenker und Ausläufer nicaraguanischer Wirklichkeit und ein Mitgefühl für die Mühen des permanenten Kampfes zum Ausdruck kommen.« In der BRD kann das 110 minütige VHS-Band bezogen werden über das Nicaraguainfobüro e.V. (Katternbergschulweg 123, 5600 Wuppertal) und die Medienwerkstatt (Konradstraße 20, 7800 Freiburg).

**GESINDEL**

Damit sich niemand Hoffnung macht, gleiches ließe sich auch mit einer Pola oder irgendeiner anderen Filmverwertungsmaschine erreichen: eine Leica muß es schon sein. Mit einer solchen Kamera, einem kleinen Blitz und mit ein bißchen Frechheit ist Herlinde Koelbl jenen Leuten ganz nahe gekommen, die sich aus unterschiedlichen Gründen sowieso für die besseren halten. Entstanden ist aus diesen Schnappschüssen ins verrenkte Leben ein Bildband, »Feine Leute« (Greno-Verlag, Nördlingen, 111 Fotos, 29,90 DM), der vorzüglich geeignet ist, in Zeiten leichter Depression ob des gerade nicht so zügigen Voranschreitens im Klassenkampf ein wenig Power zu tanken durch das Betrachten all dieser Arschlöcher, von denen wir zwar wissen, daß sie ebensolche sind, ihre Gestik, Mimik uns doch aber fremd sind, weil wir nicht ihre Nahe suchen, ihnen selten auch einmal ins Gesicht gucken können. Dieses Gesindel der Raffkes, Puffkes und Blender wird hier vorgeführt. Man muß sich diese Typen nur ansehen.

**MATHILDE JACOB**

Der Autor ist Heinz Knobloch. Er lebt dort, wo Adenauer immer den Ulbricht vermutete: in Pankow. Der Band heißt »'Meine liebste Mathilde' - das unauffällige Leben der Mathilde Jacob«. Zuerst erschienen im DDR-Berliner Verlag Der Morgen, jetzt für die kapitalistischen Weit im Verlag Das Arsenal, Berlin-West, aufgelegt und für 24,80 zu kaufen. Das lohnt sich allemal. Das Buch verfolgt die Lebensspuren der Berliner Jüdin Mathilde J. - vom Molkenmarkt im tiefsten Berlin, wo sie 1873 geboren wurde, über das »jüdische Hansaviertel« im Stadtteil Moabit wo sie dreißig Jahre lang in ihrer Wohnung ein Schreibbüro betrieb, durch die Gefängnissen, wo sie Rosa Luxemburg als Sekretärin mit Lebensmut versorgte bis in die Große Hamburger Straße, von wo aus sie 1942 ins KZ Theresienstadt deportiert wurde, um ermordet zu werden. Der Wert des Bandes ist ein doppelter: man wird klüger ohne belehrt zu werden und zugleich sind die Recherchen und nicht nur die Ergebnisse Gegenstand des Buches selbst. Geschichte zum Berühren. Auch zum Heulen.

**NUANCEN**

Als in der BRD im vergangenen Spätherbst Charefs »**Tee im Harem des Archimedes**« in den Kino, anlief, da hieß es, daß der Film auf einem gleichnamigen Roman des Regisseurs basiere. Fast. Denn die Lese-Schreibeschwäche einen jungen Pariser Vorortlers, die Buch und Film zum Titel verholfen hat - aus »Le théoreme d'Archimède« machte er per Übersetzung Tee im Harem des Archimedes« - ist nur fast übersetzt.

Das Buch, das dem Film voranging, hieß und heißt nicht »Le thé au harem d'Archimède« sondern »Le thé au harem d'Archi Ahmed«. Kleiner Unterschied. Mittlerweile liegt auch in der BRD das Buch zum Film vor (Verlag Beck-Glückler, Freiburg, 230 Seiten, 24,80 DM). Nett gebunden, ordentliche Aufmachung, handliches Format, doch leider so säuisch übertragen, daß es eine Schande ist, so hunds-miserabel lektoriert - die Geschichte wird mal im Präsens, dann mal wieder im Imperfekt manchmal auch gar nicht erzählt, sondern nur gestammelt - als sollte der Text mit jeder Zeile beweisen hier nix können schreiben deutsch gar nix nicht richtig. So ähnlich, so furchtbar.

**DDR-KÜNSTLERINNEN**

Haupt- und Nebenwiderspruch, Herren und Damen, Männer und Frauen, Künstler und Künstlerinnen. »Separate Künstlerinnen-Ausstellungen sind in der DDR relativ selten«, heißt es und dann gleich: »Das hat seinen Grund wohl vor allem darin, daß Malerinnen, Bildhauerinnen, Grafikerinnen, Fotografinnen keine Randerscheinungen in unserer Gesellschaft sind.« Und weiter: »Eine spezielle Geschichte der von Frauen geschaffenen Kunst ist in der DDR nicht vonnöten, weil sie die Kunstgeschichte unseres Landes von Beginn an mitgeprägt haben.« Dennoch kam aus dem Land, in dem die Kunst voranschreitet wie ein Mann, im Frühjahr eine Ausstellung in die BRD, in der ausschließlich Werke von DDR-Künstlerinnen zu sehen waren. Die Ausstellung, gezeigt nur in Stuttgart und Bremen, hat einen informativen Katalog hinterlassen (»DDR-Künstlerinnen - Malerei, Graphik, Plastik«, ohne Paginierung, zahlreiche Abbildungen, Damnitz Verlag München, 25 DM), der zwar noch keinen Einblick gewahrt, aber doch Augenblicke auf eine Kunstszene offeriert, die realistisch und sozialistisch ist aber doch nicht... na genau. Ob das Vorwort nützlich ist, mag bezweifelt werden: die Künstlerinnen werden dort nach einem Katalog klassifiziert, der so schön ist, daß nicht nur Feministinnen das Grausen bekommen: sanfte Entschiedenheit, erdhafte Nähe, liebevolle Herbheit, stille Freundlichkeit, beunruhigende Stille werden ausgemacht. Stattdessen: Wer sehen will, der schaue.

**DER 53.**

Nimmt man alles - Kurzfilme, Dokumentarfilme, Beitrage zu Episodenfilmen - zusammen, dann hat Jean-Luc Godard, dessen »Pierrot le fou« aus dem Jahre 1965 jetzt wieder in die Kinos kommt, jetzt gerade seinen 53. Film fertiggestellt. Gedreht wurde in Video, Auftraggeber ist das Fernsehen. Gezeigt wurde der Film in der Kriminalreihe »Serie noir«. Drehorte waren ein Café im 17. Arrondissement in Paris sowie die Büros der Produktionsfirma JLG-Films in Neuilly. Der Titel ist der Inhalt: »Größe und Niedergang eines Kino-Kleingewerbebetriebes zur Zeit der Allmacht des Fernsehens, aufgezeigt am Beispiel der Suche noch Schauspielern für einen Film des öffentlichen Fernsehens noch einem alten Roman von J.H. Chase.«

**BEGINN EINER HINRICHTUNG**

Nun sind sie da: Fotos die es bisher noch nicht zu sehen gab von Marilyn Monroe als sie noch Norma Jean Baker war: André de Dienes'»Marilyn mon amour«(Schirmer/ Mosel; 120 Fotos, 160 Seiten, 49,80 DM). Gabe des Verlages zum 60. Geburtstag der Frau, die am 1. Juni geboren ist. Das Original erschien im vergangenen Jahr bereits im Frankreich - scheinbar ohne äußeren Anlaß. Mußte das jetzt sein? Auch diese Fotos sind Teil der Her- und Hinrichtung einer Frau. Der Knipser macht kein Hehl daraus, das er sie lieber gefickt als nur fotografiert hatte. Irgendwie klappte dann das eine wie das andere, anschließend ist alles anders, Norma Jean Baker muß sterben. Aber er, er hat sie immer geliebt. Klar doch. Lüge doch. Der erste Satz dieses Bandes ist der Inhalt der Bilder: »Gleich noch meiner Ankunft in Hollywood setzte ich mich telefonisch mit einer Spezialagentur in Verbindung. Ich forderte ein Modell an, das eventuell bereit wäre, nackt zu posieren.« Geschickt wurde ihm die 19Jährige.

**MARQUEZ & BIRRI**

Der kolumbianische Schriftsteller und Nobelpreisträger Gabriel Garcia Márquez ist zum Präsidenten der »Stiftung Neuer lateinamerikanischer Film« berufen worden. Wahrend der ersten Tagung des Leitungsrates der Stiftung in Havanna wurde gleichzeitig der argentinische Regisseur Fernando Birri zum Direktor der Schule für Film und Fernsehen ernannt, an der junge Künstler aus Entwicklungsländern Afrikas, Asiens und Lateinamerikas eine Ausbildung erhalten. Beide Institutionen waren wahrend des VII. Festival des Neuen lateinamerikanischen Films im Dezember 1985 in Havanna gegründet worden.

**BUCH FÜR DEN STOLZ**

Im New-Yorker Verlag »Simon & Schuster« ist das Buch »Carry it on!« (Führe es weiter) erschienen, an dem der Folksänger Pete Seeger mitgearbeitet hat. Darin wird die Geschichte der US-amerikanischen Arbeiterbewegung anhand von Liedern, Anekdoten, Illustrationen und Fotos dargestellt. In einer Rezension der Zeitung der Automobilarbeiter-Gewerkschaft der USA heißt es: »Es ist die Art von Buch, von dem du Textkopien machen wirst für deine Gewerkschaftstreffen, Versammlungen und Streiks. Es ist die Art von Buch, die dich stolz macht Mitglied der Gewerkschaft zu sein.«

**STARKER TOBAK**

Die DDR-Zeitschrift »Film und Fernsehen« in einer Besprechung von Hark Bohms »Keine Zeit für Tränen - Der Fall Bachmeier«:

»Spätestens hier bürdet Bohm seiner Geschichte einen Interpretationspopanz auf, der sie ins Abseits führt: Marianne Bachmeier als Symbolgestalt einer Rebellin gegen die Klassenjustiz - das ist schon starker Tabak.«

**TÜBKE IN PARIS**

Eine Ausstellung mit 140 Zeichnungen und Aquarellen des Leipziger Malers Werner Tübke wird in Paris gezeigt. Die umfangreiche Präsentation zeigt Porträts, Selbstporträts und Landschaften. Ebenfalls ausgestellt werden zeichnerische Vorstudien zu dem großen Bauernkriegszyklus, der gegenwärtig im Bad Frankenhausen entsteht.

**BUTTERFLY BEAT**

Hamburg hat einen Lindenberg, einen Hilsberg und einen Müllberg. Kann in dieser Umgebung eine Musik gedeihen, der immer wieder das Prädikat »Klingt wie die Beatles« verliehen wird? Sie kann. Dies jedenfalls demonstrieren die Butterfly Collectors - dem einen oder anderen vielleicht aus dem Bangles-Vorprogramm bekannt - auf ihrer ersten Platte. Trotz des unverkennbaren Einflusses der vier Liverpooler geraten die BCs auf der vom hanseatischen Kleinlabel FAB-Records veröffentlichten 4 track- 12 inch nie in die Gefahr, in Beatles-Revival-Band-Gefilde abzugleiten. Sie sind vielmehr auf dem Weg, beste Pop-Band der Republik zu werden - falls dort überhaupt jemand vom Thron gestoßen werden muß.

Konkret 06/86, S. 48

**Christel Dormagen**

# BÜCHER

**Dorothy Parker: Eine starke Blondine. New Yorker Geschichten. Aus dem Amerikanischen von Pieke Biermann, Haffmans Verlag 1985, 200 S., DM 25,-**

Da außer einem Foto die gedruckten Erzählungen der einzige Hinweis auf die Existenz der Autorin in dieser ersten deutschen Ausgabe sind, sollen einige Notizen zu ihrem Leben, das ein Teil ihrer Geschichten war, Lust auf diese machen.

Gelebt hat Dorothy Parker von 1893 bis 1967. Und zwar fast ausschließlich in New York und so bemerkenswert, daß ihr Lebensstil einer unabhängigen, den Männern standhaltenden Frau ganz Amerika beeindruckte. Sie war Journalistin, schrieb Drehbücher, Lyrik, Theaterstücke, Kurzgeschichten. Wegen ihrer bissigen Theaterkritiken flog sie bei der angesehenen Zeitschrift »Vanity Fair« raus, wurde freie Schriftstellerin, lebte von College-Unterricht, von Rezensionen und eben vom Schreiben.

In den 30er Jahren engagierte sie sich in linker Politik, schrieb über den spanischen Bürgerkrieg, bekam während der Kommunistenfresser-Ära Schwierigkeiten. sie war Vorsitzende eines antifaschistischen Komitees. Zu der Zeit hatte sie die Nase voll von ihrer früheren Rolle der»smart woman about town«, wofür es gar keinen deutschen Ausdruck gibt; und ihr ganzes Leben lang hatte sie einen scharfen Kopf und eine freche Zunge. Ihre witzigen Bemerkungen waren so begehrt, daß man ihr solche zuschrieb, die gar nicht von ihr stammten. Es ging ihr schließlich auf die Nerven, wie die Leute schon den Mund zum Lachen aufrissen, ehe sie noch was gesagt hatte. Überliefert ist u.a. ihr Satz über Katharine Hepburn:»Sie beherrscht das ganze Register der Gefühle: von A bis B.«

Als sie mal gefragt wurde, was denn die Quelle ihres literarischen Schaffens sei, antwortete sie »need of money, dear«. Und sie teilte mit daß sie die meisten reichen Leute hasse; »aber ich glaube, ich wäre süß als Reiche«, fügte sie hinzu.

Für ihre Grabinschrift sorgte sie selber: »Entschuldigen sie meinen Staub« und »Wenn Sie dies lesen können, sind sie zu nahe gekommen«. Ihren Nachlaß hat sie Martin Luther King vermacht.

Sie lebte das Wunschbild des 30er und 40er Jahre-New Yorks: frech, geistreich, kompromißlos immer lachend vor Weinen. So sind auch ihre Erzählungen. Sie kannte sich aus in New York und seinen Frauen; in den schäbigen, tapferen, sehnsüchtigen der unteren Klasse wie den glänzend leblosen und leeren der Reichenwelt. Ihre Geschichten sind immer aus den Herzen der Frauen oder deren totem Ersatz geschrieben: Eine Verlassene halt einen stillen Monolog wahrend sie sich nächtens im Taxi umherfahren laßt, eine Frau redet auf ihre Freundin am Krankenbett ein; eine andere versucht mit Schäfchen- und anderem Unsinns(er)zählen einzuschlafen; eine Unglückliche spricht am Telefon, ohne daß man die andere Seite hört, mit dem, der sie hat sitzen lassen... jedesmal wachst aus der Teil- und Momentansicht eine ganze, oft lächerliche und klägliche Tragödienkomödie hervor.

Männer kommen nur vor als Liebesleidmacher, als nötige Ehemänner/Geldversorger, als Aushalter oder junge Galane leidsüchtiger Gattinnen. Übersetzt sind die Geschichten in einem leichten, genauen Ton, - wie eben schon der Titel »Big Blonde«: Eine starke Blondine.

**Yvan Goll: Sodom Berlin. Roman. Aus dem Französischen von Hans Thill, Rotbuch 1985, 176 S., DM 25,-**

Ein Roman, der kein Roman ist, von einem Franzosen, der kein richtiger Franzose ist, über einen Helden, der keinen Charakter hat: »Sodom Berlin«, von Yvan Goll geschrieben, 1929 in Frankreich erschienen. Jetzt zum ersten Mal übersetzt und in der Reihe »Aus der Reihe« bei Rotbuch; im festen Einband, mit Goll-, Doli-, Chagall-, Grosz-Zeichnungen, Anmerkungen und nützlichem Nachwort, nicht im Rotbuch-Look verlegt.

Der Grund für diese Neuauflage ist in der Geschichte zu lesen, deren Stenogramm das Buch liefert. Deutschland, und Berlin im besonderen, kurz vor und nach dem 1. Weltkrieg, gespiegelt in einer synthetischen Nes-Figur, dem Stehaufmännchen Odemar Müller, später selbsternannter Dr. Odemar ohne Müller, weil der nicht interessant klingt.

Er ist nacheinander: altdeutsches Försterkind; Verbindungsstudent mit echtem Schmiß; von mittelalterlicher Mystik begeistert; tüchtiger Soldat, im November 18, in Berlin gestrandet, einige Stunden lang Minister eines revolutionären Schattenkabinetts; Spekulant und Kriegsgewinnler; Menschheitsbeglücker; Gründer einer Aktien-»Gesellschaft für allgemeine Verbrüderung«; Roulettespieler; Naturapostel, Aussteiger und Selbstverwirklicher.

»Sofort bewegte sich Odemars Denken in dem Rahmen, den das Leben ihm vorgab. Man kann auch sagen, er richtete es am jeweiligen Tagesbefehl aus«, heißt es nach einer seiner vielen Kehrtwendungen im Roman. Und der ist spannend nicht wegen dieses cleveren Chamäleons ohne Seelenentwicklung, sondern weil er verblüffend vor Augen führt, wie lachhaft einfallslos die 80er Jahre die 20er kopieren.

Da bricht im geschlagenen Hungerdeutschland nach dem Weltkrieg ein Sinngebungsfieber aus, eine Gier nach Mythen, Glauben und Ekstase, noch Gurus und Führern, die dem realen Hunger die bessere Nahrung ist. Im rechten Moment gründet Odemar besagte Gesellschaft, einen Sektenkonzern gewissermaßen oder einen Dachverband, dem jeder deutsche Sinn- oder Organisationsgetriebene beitreten kann; vom Nürnberger Jungfernverband über die Magie der Güte, den Münchner Alpenverein, die Neognostiker bis zur Gesellschaft der Besten Gemsenjäger.

Vorgeführt wird dieses bodenlose Lebensdurcheinander von einem Wütenden, Zerrissenen, einem Deutschseinshasser, der durch politischen Zufall französisch, im Elsaß, geboren, durch politischen Zufall dann deutsch geworden war. Von einem Juden, der in Paris lebte, Bücher in deutsch und französisch schrieb, nach Amerika emigrierte und 1951 in Paris starb. Den Unterschied zwischen damals und heute macht nur, daß nach 1918 ein wirkliches Weltstadtzentrum die hungrige Leere Sodoms hervorbrachte, wahrend das Kunstberlin von heute im Dejá-vu herumstochert, um mühsam die ersehnte Fieberhitze anzufachen.

Konkret 06/86, S. 53

**Wolfgang Michal**

# Die Unschuld vom Lande

**Mit einer Filmbesprechung versetzte der sozialdemokratische »Vorwärts« die gesamte Führungsspitze der Partei in Aufregung. Selbst Helmut Schmidt, nicht gerade als Kino-Freund in Erinnerung, fühlte sich »infam herabgesetzt«. Grund: Der Kritiker hatte auch an den wenig erbaulichen Anteil der Sozialdemokratie an der deutschen Geschichte erinnert**

Seit 1. März ist Ex-Finanzminister Hans Matthöfer Verleger des neuen »tomatenroten« Vorwärts-Magazins, das so aussieht wie die Fernseh-Beilage des *stern*. Hans Matthöfer ist gern Verleger und er hat Großes vor. Er will den *Vorwärts* zu einem interessanten Wochenblatt entwickeln, in dem sich die ganze Partei wiederfinden kann.

Seit 1. Oktober ist Ex-Finanzminister Helmut Schmidt Verleger der liberalkonservativen Wochenzeitung *DIE ZEIT*, deren staatstragende Leitartikel seit Schmidts Eintreten noch eine Spur staatstragender geworden sind.

Hans Matthöfer und Helmut Schmidt sind enge Freunde. Seit der SPD-Fraktionsvorsitzende Schmidt dem einsamen Neinsager zu den Notstandsgesetzen, Matthöfer, den Arm um die Schulter legte, um ihn über seine Niederlage hinwegzutrösten, empfand Matthöfer eine tiefe Zuneigung zu Schmidt. Seitdem geht der Bochumer Arbeiterjunge für seinen großen Freund durchs Feuer. Und jedem, der es wagen würde, seinen großen Freund zu beleidigen, würde er eigenhändig 'die Visage polieren'.

Und dann das! Am 5. April steht in Matthöfers eigener Zeitung, im *Vorwärts*, ein böses Widerwort gegen die gesammelten Helmut Schmidts der Partei, gegen die Rechte in der SPD. Da steht, im Rahmen einer Kritik des »Rosa Luxemburgs«-Films von Margarethe von Trotta: *»Durch die deutsche Geschichte zieht sich eine Blutspur. Vom Berliner Landwehrkanal, in den die Reichswehr die Leiche der ermordeten Luxemburg warf und mit dessen nachtschwarzem Wasser dieser Film endet, zieht diese Blutspur sich über Auschwitz und Dachau, über Benno Ohnesorg, Rudi Dutschke und Stammheim bis zu Günther Sare, der vor ein paar Monaten in Frankfurt von einem Wasserwerfer zermatscht wurde.*

*'Der Mord vom 15. Januar 1919 war ein Auftakt, schrieb Sebastian Haffner, 'das Startzeichen für alle anderen. Und gerade er ist immer noch uneingestanden, immer noch ungesühnt und immer noch unbereut. Deswegen schreit er immer noch zum deutschen Himmel.'*

*Diese Blutspur ist das Kainsmal der hier immer noch herrschenden Klasse, ist das Kainsmal ihrer nationalen Geschichte, die eine Geschichte der Abtreibungen ihrer schöneren, menschlicheren Möglichkeiten war - Abtreibungen, an denen übrigens die Sozialdemokratie der Eberts und Scheidemänner, der Lebers und Schmidts stets `staatstragend' mitwirkte.«*

Das leicht kitschige Pathos dieser Sätze entspricht dem Pathos des Films. Die Sozialistin Rosa Luxemburg hätte wortwörtlich so vom Himmel heruntergedonnert.

Aber die Parteiführung ist entsetzt. Präsidium, Fraktion und Vorstand befassen sich mit dem Vorgang. Es wird heftig gerügt und mißbilligt, der Vorsitzende nennt die Formulierungen »vorsichtig formuliert nicht ganz gelungen«, Mitherausgeber Peter von Oertzen rät dringend, die Sache »in Ordnung« zu bringen. Daraufhin bedauert die Redaktion, zwei voneinander zu trennende Argumentationsketten seien nicht deutlich genug voneinander getrennt worden und will zur Tagesordnung übergehen.

Dem rechten Flügel ist das jedoch zu flau. Die Abgeordneten der Kurt Schumacher-Gesellschaft, Lothar Löffler und Peter Corterier, äußern über dpa Abscheu und Empörung, der Hamburger Bürgerschafts-Präsident Peter Schulz petzt die Sache seinem Freund Helmut Schmidt.

Und dem platzt der Kragen: In einem privaten Brief, der - wie das Leben so spielt - in die Hände konservativer Presseleute gerät, schreibt Schmidt an Brandt: »Lieber Willy.... Ich habe seinerzeit ohne gehörige öffentliche Gegenäußerung meinerseits ertragen, daß ein Mitglied des Parteivorstandes mir öffentlich attestiert hat, mit meinen 'Sekundär-Tugenden' könne man auch ein KZ leiten. Ich bin auch bereit, die gegenwärtige Beleidigung schweigend zu ertragen, sofern der Parteivorstand eindeutig Konsequenzen zieht. Der Vorfall veranlaßt mich jedoch zu einer ernsten Klarstellung. ... Wenn es ein drittes Mal zu solchen Beleidigungen kommen sollte, werde ich diese Zurückhaltung aufgeben.«

Schmidts Brief ist das Startzeichen für die Leitartikler der anständigen Presse - von Joachim Sobotta (Rheinische Post) bis Enno von Loewenstern (Die Welt). Aus allen Zeilen rinnt tiefste Verachtung für die »Entgleisung« des Vorwärts. Auch Hans Matthöfer ist wütend. Sind doch sein Freund - und er! - gewissermaßen zu Mitgliedern einer terroristischen Vereinigung, zu Mördern erklärt worden.

Eine vernünftige Diskussion kann in diesem Klima nicht stattfinden. Der Text der Filmkritik tritt in den Hintergrund, wichtig ist nur noch, was der Text in den Köpfen auslöst. Es wird z.B. assoziiert, hier würden Nazis mit Sozis und Terroristen mit Demokraten verglichen, es wird assoziiert, Sozialdemokraten seien für Auschwitz verantwortlich,

Sozialdemokraten hätten Luxemburg, Ohnesorg, Dutschke, Meinhof, Sare auf dem Gewissen. Es wird assoziiert, Blut klebe an den Händen fahrender Genossen. Kurzum: Es werden eigene Gedanken in den Text hineingelesen, die anschließend »mit Abscheu und Empörung« wieder herausgelesen werden.

So bezieht der Text das Reizwort »Blutspur« nicht auf »die Sozialdemokratie der Lebers und Schmidts« - wie manche Kritiker meinen - sondern auf den marxistischen Begriff »herrschende Klasse«. Können Sozialisten die SPD zur herrschenden Klasse zählen? -

Vermutlich entsteht die ganze Aufregung deshalb, weil die Empörten 'instinktiv' spüren, daß regierende Sozialdemokraten, wenn schon nicht *herrschen*, so doch nicht gänzlich außerhalb von Verantwortung stehen. Auch linke Politik muß sich ständig mit dem Problem herumschlagen, welches Sartre in seinem Streit mit Camus so definiert hat: Handelnde können nicht schuldlos bleiben, weil es geschichtsfreie Räume nicht gibt. Eine Linke, die sich dieser Tatsache nicht bewußt ist, muß »aussteigen« oder irre werden.

Ist es dieses unangenehme, vage Schuldgefühl, das die Kritiker des Textes so explodieren läßt. Doch wie kann man - fragen sie weiter - Auschwitz mit Stammheim vergleichen? Opfer mit Mördern!? Im Text ist von *Vergleichen* keine Rede. Es wird vielmehr von *Zusammenhängen* gesprochen, und deren Existenz erscheint angesichts der Erkenntnis, daß Geschichte nicht stehenbleibt, daß Geschichte eine Geschichte von Klassenkämpfen ist, geradezu banal. Zu den Auswüchsen dieser Kämpfe zählt in Demokratien der politische Mord - auf beiden Seiten. Ebenso gut hätte der Text der Filmkritik lauten können: Durch die *Welt*geschichte zieht sich eine Blutspur...

Auch der konservative Publizist Sebastian Haffner vergleicht ja nicht, sondern zieht eine Linie, stellt Zusammenhänge her. Und *Spiegel*-Feuilletonchef Hellmuth Karasek schreibt zwei Tage nach der inkriminierten *Vorwärts*-Rezension, ohne daß ein Aufschrei des Entsetzens folgen würde: »Daß der Weg vom Luxemburg-Mord (auch) nach Auschwitz führte, ist ja kein angenehmer nationaler Gedanke.« Und fährt unmittelbar darauf fort: »Und Stammheim mit seinem Hochsicherheitstrakt, den bis auf die Afteröffnung gefilzten Anwälten, den belauschten Verteidigergesprächen und den dubiosen Selbstmorden? Auch Stammheim ist eher der Verdrängung als der Besinnung anheim gefallen. «

Was den empörten *Vorwärts*-Kritikern offensichtlich mißfällt, ist, daß Ohnesorg, Dutschke, Stammheim, Sare in einem Atemzug und im Zusammenhang mit Auschwitz genannt werden.

Daß der Luxemburg-Mord, der Mord an der sozialistischen Jüdin, der Auftakt zu Auschwitz war, diese pointierte, gewagte These mag man noch hingehen lassen, denn das ist Vergangenheit. Das aber das Attentat auf Rudi Dutschke der Auftakt gewesen sein könnte zum nuklearen Holocaust, diese These erscheint heute so absurd und undenkbar, wie Auschwitz im Jahre 1919 undenkbar war.

Und zweitens: Eine einzige *durchgehende Linie* von Luxemburg bis Dutschke und darüber hinaus würde auch den Mythos von der »Stunde Null« in Frage stellen. Denn 1945 begann für unsere empörten Zeitgenossen die Geschichte ganz neu, seit 1945 gibt es für die Löfflers und Corteriers keine Klassen mehr, nur noch den freiesten Staat auf deutschem Boden, den es je gab - und wer den in Frage stellt, kann nicht ganz richtig im Kopf sein. Umgekehrt: Wer seit der Bombardierung Libyens und dem Super-GAU in der Ukraine die Möglichkeit der Vernichtung Europas noch immer nicht *in Betracht* ziehen will, hat von denen, die 1968 zu politischem Bewußtsein kamen, herzlich wenig begriffen.

Was trug sich denn zu in den letzten 20 Jahren, von denen die SPD 16 Jahre lang mitregierte?

Die bürgerkriegstaugliche Aufrüstung der Polizei lief parallel zur atomaren Aufrüstung und zur forcierten Atompolitik dieses Landes. Von den Notstandsgesetzen bis hin zu Zimmermanns Sicherheitsgesetzen, von Brokdorf bis Wackersdorf, von der Startbahn West bis Mutlangen, von der Außenpolitik gegenüber Persien bis zur Außenpolitik gegenüber Chile und Südafrika (Stichwort Waffenhandel, Waffenexport), von der Drehscheibenfunktion der Bundesrepublik im Vietnamkrieg bis zur Planungsfunktion beim Anschlag auf Libyen gibt es Kontinuitäten, gegen die die Opposition in diesem Lande immer ohnmächtiger anrannte - so daß sich ganz links auch Guerilla-Konzepte und individueller Terrorismus entwickelten. Seit der Aufhebung der Sozialistengesetze im Jahre 1890 wird die SPD von einer voluntaristischen, aktionistischen, religiös gefärbten geistigen »Nebenspur« begleitet, die von Rosa Luxemburg über Ulrike Meinhof bis hin zu Rudi Dutschke reicht. Alle drei waren Internationalisten, Linksradikale, die an der nationalen SPD verzweifelten. Ihre Verzweiflung ist aus der Junius-Broschüre Rosa Luxemburgs ebenso herauszulesen wie aus den *konkret*-Kolumnen Ulrike Meinhofs und den zahlreichen Artikeln und Leserbriefen Rudi Dutschkes.

Und nicht nur ihm wurde immer wieder »Terror« unterstellt, auch Rosa Luxemburg galt gemeinhin als Terroristin. Im Gegensatz zu ihr, schrieb 1973 ein empörter Leser der *Rheinischen Post*, »ist Ulrike Meinhof geradezu ein harmloses Schäfchen«.

Rudi Dutschke schließlich gehörte im Dezember 1979, wenige Wochen vor seinem Tod, zu den Gründungsdelegierten der *Grünen*. Die SPD hatte die Auseinandersetzung mit seinen politischen Positionen nicht gesucht. Allzu schnell und allzu willig trennte sie sich von ihren linksradikalen Kritikern.

Und deshalb war der Widerstand »gegen Atomkraftwerke und Atombomben« (Dutschke) in den siebziger Jahren untrennbar mit dem Versuch verbunden, eine sozialistische Partei jenseits von SPD, ML-Sekten und individuellem Terrorismus zu bilden.

Die träge gewordene, mitregierende SPD überließ es der grünen Partei, die ohnmächtige Opposition aufzufangen und zur Realität der Politik zurückzuführen. Nicht der martialische Staatsterrorismus der Verfassungsschutzagenten, die Gewalt der GSG 9 oder der Hochsicherheitstrakte haben den bundesdeutschen Terrorismus weitgehen 'trockengelegt', sondern die Grünen und Alternativen. Die langgehegte Illusion der SPD, sie habe einst die radikale APO integriert, gehört ja in Wirklichkeit zu den Lebenslügen der Nachkriegs-SPD, die man ihr endlich nehmen sollte.

Trotz des peinlichen *Enkel*-Geredes nämlich tendiert diese überalterte Partei nach rechts. Ihr nach dem Machtverlust 1982 wiedererstarkter konservativer Flügel (von Horst Niggemeier bis Hermann Rappe) versucht ein Comeback der Großen Koalition, zumindest ein Tolerierungsabkommen mit der CDU. Aus der Niederlage 1982 wurde nichts gelernt.

Das heißt, es geht erneut um eine »Abtreibung schönerer Möglichkeiten«, konkret: um eine Verhinderung rot-grüner Zusammenarbeit auf Bundesebene, wie sie der SPD-Bezirk Hessen-Süd, noch einsam und allein stehend, fordert (und dafür Prügel bezieht), wie sie der Vorwärts hin und wieder zur Debatte stellte.

Die schweigende Linke in der Partei läßt sich wegdrücken von einer 'superschlauen' Rau-Glotz-Matthöfer-Linie, die auf »antagonistische Kooperation«, sprich: Sicherheitspartnerschaft/Sozialpartnerschaft zwischen SPD und CDU spekuliert.

Die schweigende Linke schweigt, weil sie die Taktik des kommenden Wahlkampfes - durch Umarmung der Wähler der CDU diese zur SPD herüberzuziehen - als taktisch besonders geschickt empfindet. Aber diese Taktik wird nur den status quo bestätigen: nicht der CDU-Wähler wird sich nach links bewegen, die Partei wird sich nach rechts bewegen. Und die links entstehende Lücke füllen die Grünen bis zur Zehn-Prozent-Marke auf. So fördert die Parteirechte parteischädigend die Grünen, indem sie den eigenen linken Flügel dezimiert. Ab 1920 wurde die USPD zwischen Mehrheitssozialdemokratie und Kommunistischer Partei zerrieben (was um Gottes Willen kein Vergleich sein sollte!).

Aber dies ist der Hintergrund des aktuellen Vorwärts-Konflikts, der lange vor der Luxemburg-Kontroverse zu schwelen begann. Deshalb sei allen erschrockenen Sozialdemokraten, die eine tiefe Beleidigung einer einzelnen Person aus dem Vorwärts-Text herauslesen wollen, versichert: Rosa Luxemburg ist von rechtsradikalen Freikorpstruppen ermordet worden, Benno Ohnesorg wurde von einem Polizisten erschossen, Rudi Dutschke trafen drei Kugeln eines verhetzten jungen Arbeiters, Ulrike Meinhof verzweifelte in ihrer Isolation und beging Selbstmord, Günther Sare wurde vom Überdruck eines Wasserwerferstrahls erwischt. Selber schuld.

Kein Sozialdemokrat wirkte an diesen Todesfällen in irgendeiner Weise mit, und auch der begrenzte Nuklearkrieg in Mitteleuropa oder die Verstrahlung des Kontinents durch atomare Unfälle würde *gegen den ausdrücklichen Willen* von regierenden und nicht regierenden Sozialdemokraten stattfinden.

Denn Schuld ist weder in einer modernen Staatsmaschinerie noch in einer 120 Jahre alten Bewegung, die runde 20 Jahre lang mitregierte, zu finden. Die deutsche Arbeiterbewegung ist so unschuldig wie ein katholisches Mädchenpensionat (wobei wir den Mädchenpensionaten hier nicht zu nahe treten wollen). Die Schattenseiten der Macht (bis hin zum Mitwissertum, bis hin zum Nichtwissenwollen) - das sind immer die andern. Selbstkritik nach 16 Regierungsjahren ist unnötig, weil der Staatsmann Schmidt international noch immer hoch angesehen ist und beim ZDF-Politbarometer nach wie vor auf Platz 1 steht.

Doch die Frage, ob Richtungskämpfe, ob Auseinandersetzungen, die in der SPD stattfinden müßten, zur Zeit aber nicht stattfinden dürfen - wg. Versöhnung und Wahlkampf und so - nicht auch eine Kleinigkeit dazu beitragen würden, »schönere Möglichkeiten« nicht »abzutreiben«, sondern zuzulassen und zu entwickeln, möchten wir doch noch stellen dürfen - wenn schon nicht im Vorwärts, dann in konkret.

Denn Verletzungen, auch die von Spielregeln, Entgleisungen, auch die vom Hauptgleis geschehen ja nicht zum Spaß, nicht zum Selbstzweck. Vielleicht sehen sogenannte 68er Macht und Moral nur etwas nüchterner, nach alldem, was sie tagtäglich aus den Nachrichten erfahren (und Celle war sicher kein Schlußpunkt).

Die Leserbriefe etwa, die in Folge der Auseinandersetzungen um die Luxemburg-Filmkritik beim Vorwärts eintrafen, dort aber nicht gedruckt werden, teilen sich in etwa 50 zu 50, in diejenigen, die den Abdruck der Filmkritik für richtig halten (wenn auch nicht jede einzelne Formulierung) und diejenigen, die den Abdruck für einen kommunistischen oder »unpolitischen« Anschlag auf die Reinheit der SPD-Herzen halten. Der Abdruck würde eine sozialdemokratische Wochenzeitung, die auch der innerparteilichen Diskussion dienen soll, lebendiger machen. Aber Matthöfer will Ruhe im Karton.

So hat der Verfasser der Filmkritik, Kraft Wetzel, seit April Auftrittsverbot im Vorwärts, der Kulturredakteur hat gekündigt, weil er sein Redaktionskonzept einer »offenen Auseinandersetzung« nicht weiter verwirklichen kann. Der Parteiapparat

nennt das Schadensbegrenzung.

1925 spottete Kurt Tucholsky über den neuen starken Mann in der SPD-Zeitung Freiheit: »Rudolf Hilferding wurde vom Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie in die Redaktion der 'Freiheit' entsandt. Es gelang ihm, das gefährliche Blatt in zwei Jahren derart herunterzuwirtschaften, daß sowohl von einer Gefahr wie von einem Blatt nicht mehr gesprochen werden kann ... «

Sozialdemokratische Ex-Finanzminister haben einen gefährlichen Hang zur Presse.

Konkret 06/86, S. 56

**Bernhard Schneidewind**

# Blutdusche oder: Wollen Sie nicht ‘ne Prise Kokain

**Die bundesdeutschen Fußballer müssen auch diesmal wieder an der Fußballweltmeisterschaft teilnehmen, die während der nächsten vier Wochen in der dünnen Luft Mexikos stattfindet. Ob sie das aushalten? Keine Frage. Sportmediziner treiben sie über die Grenze menschlicher Leistungsfähigkeit. Wo gutes Zureden nicht mehr hilft, hilft Doping.**

Erst einmal ist alles ganz einfach: im Bereich des Deutschen Fußball-Bundes, abgekürzt DFB, gibt es kein Doping, weil es im Bereich des DFB keine Dopingkontrollen gibt. Und außerdem: Gäbe es Doping, dann nützte es sowieso nichts. Denn Fußball, besonders jener Stil, den die bundesdeutsche Nationalelf zu dreschen pflegt, ist geprägt durch ein hohes Maß an Virtuosität, Finesse und Raffinement, durch Akrobatik, Artistik und Intelligenz, das Spieler erfordert, die bei klarem Verstand sind, intelligent und hellwach. Die zu dopen - so verbreiten es gerne DFB-Funktionäre und andere Sachverständige dieses Ballspiels - hieße, die Leistung zu mindern. Und da der westdeutsche Fußball so gut ist, daß er seine Leistung gar nicht mindern kann, muß auch nicht kontrolliert werden. Alles andere sind erst einmal Unterstellungen und Vermutungen. Nicht unbegründete allerdings.

1954 verfiel die bundesdeutsche Elf - gerade hatte sie Ungarn im Endspiel der Weltmeisterschaft mit 3:2 geschlagen - in eine kollektive Gelbsucht, weil die Injektionsnadel, mit der die Mannen um Fritz Walter in der Halbzeit-Pause Traubenzucker gespritzt bekommen hatten, doch nicht so sauber war, wie sie hätte sein müssen, um keine Spuren zu hinterlassen.

1961 ergab eine Umfrage des italienischen Fußballverbandes, daß sich während der Spiele 17 Prozent der Spieler, während des Trainings gar 94 Prozent der Spieler der A-Liga-Mannschaften mit Amphetaminen gedopt hatten. Die künstlich erhöhte Leistungsbereitschaft im Training erklärt sich einfach: aufgestellt werden die Spieler auch nach Trainingsleistung und nur ein aufgestellter Spieler kassiert auch die Prämien für das Auflaufen.

1982 - großer Sprung nach vorn - wurde Paul Breitner in einem KONKRET-Interview gefragt »Wird in der Bundesliga gedopt?« Seine Antwort war erstmal klar: »Ja. In den meisten Fällen ist es so, daß die Spieler das selbst irgendwann einmal probieren. « Die Frage nach der Herkunft seines Wissens nutzte er dann aber gleich, um abzuwiegeln: »Das stellt man auf dem Spielfeld ganz leicht fest, denn solche Mannschaften sind für eine gute Gegenmannschaft am leichtesten auszurechnen, wenn man die ersten zehn Minuten übersteht. Wer sich eine Kapsel reinhaut, braucht, damit sie länger wirkt, ziemlich schnell ein Erfolgserlebnis, damit die Euphorie anhält. Wenn es einem gelingt, die ersten 15 Minuten zu überstehen, ohne daß der gedopte Gegner ein Tor schießt, dann hat man normalerweise gegen diese Mannschaft ein ziemlich einfaches Spiel.«

1985 hakte der »Spiegel« nach. Nachdem Rudi Völler gerade von Klaus Augenthaler so gewalttätig von den Füßen geholt worden war, daß er für längere Zeit arbeitsunfähig bleiben sollte, befragte ihn der »Spiegel« über die Sitten auf bundesdeutschen Fußballplätzen. »Sie sagten«, so fragte das Magazin, »über Sören Lerby 'Manchmal denke ich, der hat vor dem Spiel Blut getrunken.' Dachten Sie dabei an Doping?« Völlers Antwort: »Das kann ich ihm nicht unterstellen, ich weiß nicht, wie er sich vor einem Spiel stimuliert. Ich sehe nur, daß er sich auf dem Platz sehr eigenartig benimmt«. Auf die Frage, ob Spieler aufputschende Mittel wie Captagon schlucken und deshalb dann eher die Selbstkontrolle verlieren, rutschte Völler ein Eingeständnis raus: »Das kann ich generell nicht beurteilen.« Es kommt also vor. Und auch Völler machte seine Gedanken immerhin öffentlich: »Dopingkontrollen in der Fußball-Bundesliga wären ein Versuch über einen längeren Zeitraum wert. Falls die Brutalität abnimmt, müßte man über Zusammenhänge nicht mehr länger spekulieren«, verkündete er so blauäugig, als wüßte er nicht, daß die Gepflogenheiten in den westdeutschen Eishockey-Stadien zivilisierter wurden, nachdem der Fachverband Dopingkontrollen eingeführt hatte. Deutlicher als Völler wurde kurze Zeit später Ewald Lienen.

1986, im Februar, zitierte ihn die »taz«: »Bei wichtigen Spielen, wenn es um viel Geld geht, kommt das immer mal wieder vor, daß Spieler sagen: 'Heute will ich nichts dem Zufall überlassen, heute haue ich mir so 'ne Captagon rein'. Gesehen habe ich das noch nicht, aber was man zufällig so mitbekommt, ist sicher nur die Spitze des Eisbergs.« Und weiter Originalton-Lienen: »Ich habe mal mit einem zusammengespielt, der war samstags immer hervorragend, in der Woche beim Training dagegen konnte der sich kaum bewegen. Der ist stehend k.o. über den Platz geschlichen. Und ich habe erst geglaubt, das läge daran, daß er immer bis morgens um fünf Uhr gezockt hat.« Und an gleicher Stelle Willi »Ente« Lippens im Originalton: »Einmal habe ich so ein Ding probiert, aber damit war ich total aufgedreht und nervös. Da ist nichts mehr gelaufen. Also, für Kämpfer ist das vielleicht brauchbar, aber für Leute, die Fußball spielen, so wie ich, eine totale Katastrophe. «

1986, Ende April, meldete der NDR-Hörfunk eher beiläufig in einer Sportnachrichten-Sendung, daß der griechische Vizemeister Kreta vier Punkte -abgezogen bekommen und damit die Qualifikation für den UEFA-Cup verloren habe, weil

bei einem Spieler unerlaubte Aufputschmittel festgestellt worden waren. Welche verriet die Meldung nicht. Die Palette ist breit.

Die Medizinische Kommission des Internationalen Olympischen Komitees, das Doping geradezu halsbrecherisch als »die Verwendung von Substanzen aus verbotenen wirkstoffgruppen« definiert, unterscheidet gegenwärtig fünf Gruppen verbotener Wirkstoffe:

· die psychomotorischen Stimulantien, zu denen Amphetamin und auch Kokain gehören und die sowohl die Ausdauerleistung erhöhen als auch mindestens anregend wirken,

· die sympathomimetischen Amine, zu denen etwa Ephedrin gehört, das in seiner Wirkungsweise weitgehend dem Adrenalin entspricht und es dem Athleten erlaubt, in den Bereich der autonom geschützten Kraftreserven einzudringen, die der Körper, sich selbst schützend, aufgebaut hat,

· die verschiedenen Stimulantien des Zentralen Nervensystem wie etwa Strychnin und Coffein, die hauptsächlich das Zentrale Nervensystem erregen,

· Narkotika und Analgetika wie etwa Morphium und Heroin, durch die Schmerzreize reduziert werden und Athleten in Hochstimmung gebracht werden können auch wenn ihnen gar nicht danach ist. Und schließlich

· die anabolen Steroide, landläufig bekannt als Anabolika, die bislang hauptsächlich von Sportlern in Disziplinen eingenommen wurden, die einen hohen Kraftaufwand erfordern, und die die für Doping-Kontrollen so günstige Eigenschaft haben, daß sie, rechtzeitig vor einem Wettkampf abgesetzt, im Körper selbst nicht mehr aufzuspüren sind, obgleich sie immer noch ihre Wirkung tun.

Doch die Wirklichkeit liefert Tag für Tag den Beweis, daß Dopingmittel nicht allein jenen scheinbar stumpfsinnigen Kraftmeiern, Dauerläufern oder Pedaleuren vorbehalten sind, wie es lange Zeit, vielleicht auch gerade wegen der häufigen Fehler in der Verabreichung, weisgemacht werden sollte. Zwar fiel 1960 der dänische Radrennfahrer Jensen am Eröffnungstag der Olympischen Spiele vom Rad und starb an einer Überdosis Amphetamin, zwar fiel der westdeutsche Profiboxer Jupp Elze 1968 nach einem 15-Runden-Fight gegen den Italiener Carlos Duran erst in Ohnmacht, dann ins Koma und schließlich in den Sarg - die Autopsie ergab Pervitin als Aufputschmittel - doch Mannschaftssportarten schienen lange außen vor. Doch dann kam es raus: Im US-amerikanischen Baseball-Gewerbe ebenso wie im Basketball-Zirkus schnupften nicht wenige Kokain - »Die Trefferquoten der Baseballspieler erreichte Werte, die das Publikum in Verzückung versetzten«, berichtete die FAZ. Yannik Noah, französischer Tennisstar, gestand der Zeitschrift »Rock et Folk« freimütig: »Ich rauche Haschisch und ich kenne andere Spieler, die Kokain nehmen.« Der norwegische Ranglisten-Spieler Morten Ronneberg, der Ende April wegen Drogenbesitzes auf dem Flughafen in Oslo festgenommen worden war, mußte nach einer Meldung in der »Süddeutschen Zeitung« petzen, daß »viele Tennisprofis« Kokain als Aufputschmittel benutzen.

Im Tennis werden jetzt, nachdem bislang diese Sportart ebenso wie Fußball zu jenen wenigen gehörte, in denen auf Dopingkontrollen verzichtet wurde, Kontrollen eingeführt: Auf die Ausfälle bei den Internationalen Französischen Meisterschaften darf man gespannt sein. McEnroe hatte schon vorher einige Turniere absagen müssen. Er, der durch Ballgefühl, Spritzigkeit, Ausdauer, Ideenreichtum und Spielwitz gefiel, kurz: durch all das, was die Fußballer, ginge es nach Beckenbauer, haben sollten und was die US-amerikanischen Baseball- und Basketballspieler hatten und haben, von den Lümmels auf dem Eise ganz zu schweigen, entzieht sich gerade aller Verpflichtungen. Und die Fußballer? Warum gerade die nicht?

Der Tee in der Halbzeitpause, der auf die Mannschaften wartet, stellte sich bei näherem Hinsehen vielleicht auch gar nicht als Tee heraus. Ein bißchen Rum - manchmal auch ganz ohne Tee - war immer schon dabei. Andere standen aus gutem Grund eher auf Kaffee. Coffein gehört seit 1984 zu den verbotenen Dopingmitteln. Das IOK verständigte sich, höchst außergewöhnlich, auf ein quantitatives Limit, das nur durch literweisen Konsum von Kaffee oder Cola-Getränken erreicht werden könnte. Praktischerweise ist Coffein in Tablettenform in jeder gut sortierten Apotheke zu erstehen. Schon 1969 wurde bei einer Untersuchung von Bundesliga-Spielern ein Leistungsanstieg nachgewiesen. Sicher ist, daß es eine Erhellung des Bewußtsein ebenso bewirken kann wie einen schnelleren und deutlicheren Verlauf von Gedankenassoziationen, die Reaktionszeit verkürzt und die Trittgeschwindigkeit beschleunigen kann. Das ist vielleicht genau der eine Schritt, den Augenthaler immer zu spät kommt. Oder käme er ansonsten gleich mehrere Schritte zu spät?

Was könnte sonst noch nützen? Wachstumshormone, ursprünglich nur in geringen Mengen aus der Hirnanhangdrüse Toter gewonnen zur Behandlung ausgeprägten Kleinwuchses, sind mittlerweile so beliebt ob der Förderung des Muskelwachstums bei den Sportlern, daß gerade erst - nach einer Meldung in der FAZ vom 30.4.86 - ein britischer Sportmediziner beklagte, daß »die immer weiter um sich greifende Einnahme des menschlichen Wachstums-Hormons Somatotropin bei Leistungssportlern die Behandlung von kleinwüchsigen Kindern« gefährde, da das Hormon »für seinen eigentlichen medizinischen Verwendungszweck« nur noch schwer zu bekommen sei. Somatotropin - der Preis für eine Dosis lag 1984 bei 100 Dollar - steht nicht auf der Verbotsliste, weil es nicht nachweisbar ist. Es verschwindet im Körper. Mehr noch. Die »Neue Zürcher Zeitung« verbreitete schon im Sommer 1984, daß es auch möglich sei, »menschliches

Wachstumshormon in gentechnologischen Verfahren in fast beliebigen Mengen und zu relativ günstigen Preisen zu produzieren.«

Der Vorteil auch dieses Mittels: es ist die reinste Natur, Körperbestandteil eines jeden. Ob nun Lerby, wie Völler vermutete, das Blut trinkt, darf bezweifelt werden, aber Blut als Dopingmittel ist nicht so verkehrt: Anfang der siebziger Jahre entwickelte der schwedische Sportphysiologe Ekblom seine Bluttransfusions-Experimente, die bald unter dem Namen Blutdoping Furore machten. Die Methode ist einfach. Einem Sportler wird Blut entnommen und tiefgekühlt, der Körper bildet die entzogene Blutmenge nach und kurz vor dem Wettkampf wird die eigene Blutkonserve wieder injiziert. Das bewirkt eine bedeutende Erhöhung der Anzahl roter Blutkörperchen wie der maximalen Sauerstoffaufnahme sowie eine verbesserte Dauerleistung auch noch Tage nach der Retransfusion. Der Sportler hat mehr Luft. Genau das, was den bundesdeutschen Kickern in Mexiko fehlen wird, weil die Spielorte auf einer Höhe über NN liegen, in der die Luft deutlich dünner ist als beispielsweise im Hamburger Volksparkstadion. Befürworter von Blutdoping preisen denn auch als besonderen Vorteil, daß es die gleiche Wirkungen wie ein Höhentraining habe, ohne daß man deshalb gleich in die Höhe gehen und ständig umherreisen müsse. Und wo waren unsere Jungs in der Vorbereitungsphase? In Malente und in Kaiserau. Und wo müssen sie spielen? Beispielsweise im Stadion von Nezahualcoyotl. 2650 Meter hoch.

Sie müssen siegen. Auch dort. Der Innenminister hat es befohlen: »Mehr als Werbekampagnen und gesundheitspolitische Appelle ist es das Beispiel der Spitzensportler, das die Jugend für den Sport motiviert und sie den Weg zu den Sportvereinen finden läßt. « Hat er gesagt, der Zimmermann. Und der Leiter des Instituts für Sportmedizin und Kreislaufforschung der Deutschen Sporthochschule Köln, Dr. Wildor Hollmann, hat gesagt: »Der Hochleistungssport hat schon heute Ausmaße erreicht, die die biologischen Grenzwerte menschlicher Leistungsfähigkeiten überschreiten.» Und er weiß auch wie.

Konkret 06/86, S. 59

**Diedrich Diederichsen**

# »Verzeihung., das ist schon der Ausgleich«

**Über die neue Unübersichtlichkeit im deutschen Fußball**

Das Denken über Fußball läßt sich in drei Epochen gliedern. Für die Frühphase, den Enthusiasmus, die Vom-Ghetto-zur-Lotto-Annahmestelle-Philosophie, die fast knielangen Hosen, steht Sammy Drechsels Roman »Elf Freunde müßt ihr sein«. In dieser Welt ist Fußball Ausdruck von etwas. Eine Art Volkskunst, die unmittelbar und unbeholfen, aber reizend authentisch artikuliert, was das Volk aufrührt und umrührt, im Guten wie im Bösen. Das Personal dieser Zeit sind Sepp Herberger und Fritz Walter; denn nicht nur Filmleute, Richter und Wirtschaftskapitäne wurden nach dem Kriege nicht ausgewechselt, auch der Fußball hatte seine Kontinuität. Am Ende dieser Ära spaltet sich das Bewußtsein des Balles. Das stürmische, schnoddrig-kameradschaftliche, kryptoschwul-kryptofaschistisch, SA-hafte des deutschen Fußballs verschwindet, aber der Diskurs, den es produziert hatte, bleibt erhalten.

Für die Ära Schön steht das Buch »Der Ball ist rund« von Ror Wolf. Die hierin aufgenommenen Zitate, Sonette, Reportagen etc. machen klar, daß Sätze wie »Der Bessere soll gewinnen«, »Die Mannschaft starb in Schönheit«, »Der Uwe hat wunderbar gekämpft« etc., die weiterhin das moralische Gerüst der Spielreportage abgeben, nicht mehr geglaubt werden, außer von Rudi Michel. Was wirklich geglaubt wird, sind die verklärten spät-buddhistischen Herberger-Weisheiten, die dieser formulierte, bevor er ins Nirvana einging. Ich will sie nicht wiederholen, jeder kennt sie und sie stehen hinter all den Pseudo-SA-Kampfparolen sozusagen als kollektiver Seufzer, als barocker Weltzweifel, als resignierter Fatalismus, der natürlich gerade in einer Zeit aufkommen mußte, als alles so wunderbar klappte im deutschen Fußball, als die deutschen Spieler mit Kampf und Technik Erfolge erzielten. So eine Euphorie hat ja immer ihre Dialektik, ihren Schatten, der, hier die Nichtigkeit menschlichen Strebens, Vanitas und dergleichen, natürlich gerade im Moment vollendet sinnvollen Erfolges, gerade im Moment des Sieges der Gerechtigkeit aufkommen mußte. Denn, der gerechte Erfolg (72,74) ist nicht erlaubt im Fußball, nicht wirklich erlaubt, er war der Ausgangspunkt des archaischen SA-Fußball-Denkens. Aber mit den Jahren wurden natürlich jedem klar, daß die sittlich-moralische Botschaft des Fußballs die ist, zu erklären, daß es in der Welt prinzipiell ungerecht, zufällig und falsch zugeht und daß jedes Menschenleben nach 90 Minuten zuende ist. Fußball ist eine Erfindung von Albert Camus, der Mythos von Sisyphos ist der Regelfall: »90 Minuten überlegen gespielt und dann dieses dumme Tor!«

Und als es dann für die Deutschen gerecht zuging, spürte das Volksempfinden im Reportermund, daß etwas nicht mit rechten Dingen zuging und verfiel der bei Deutschen schon immer populären Mischung aus Buddhismus und Existenzialismus. Es ist ja kein Wunder, daß als die wahre Glanzzeit des deutschen Fußballs der Schön-Ära nicht die Jahre der ungeteilten, gerecht erspielten Erfolge gelten, also EM 72, WM 74, EM 76, sondern die Ära der Schiedsrichterschweinereien, dummen Tore, italienischen Fouls, also die WM 66 und WM 70 und als das eherne Mahnmal für die Gefährlichkeit des kleinen Gegners das 0:0 gegen Albanien anno 68, nicht die folgenden Blamagen gegen Marokko, Algerien and the likes.

Heute sind wir an einem Punkt angekommen, wo die Graumäusigkeit und Durchschnittlichkeit des deutschen Fußballs alles, was darüber gesprochen wird, zur völligen Referenzlosigkeit verurteilt. Da es aller Welt egal ist, wie die Mannschaft spielt, kann man weder wegen ihrer Erfolge an die Vergänglichkeit fußballerischer Schönheit weltschmerzlich erinnert werden, noch kriegt man die Katharsis ab, weil sie von Schiedsrichtern, Ausländern oder blöden Zufällen betrogen werden könnten, noch kann man auf irgendeinen sauer sein, weil sie seit entsetzlich vielen Jahren unsäglichen Leids zu allem Überfluß immer noch »gute Ansätze« zeigen. Da aber dennoch aus leicht einsehbaren Notwendigkeiten über Fußball gesprochen werden muß, gibt es seit ein paar Jahren dieses Sprechen über Fußball, das so vollkommen verlogen, nein eben noch viel mehr als verlogen ist: Weder verweist es auf eine Realität (etwa die des vor allen Augen ablaufenden Spiels), noch auf einen zwar ungültig gewordenen, aber immerhin als Erinnerung an vergangene Zeiten verständlichen anderen Diskurs (also man kann auch nicht mehr sagen: der Reporter redet ja gar nicht von diesem Spiel, der redet ja von einem anderen Spiel. Nein, er redet von überhaupt keinem Spiel, er redet, weil ihn seine Hämorrhoiden zwicken, also redet er auch davon, oder?) noch verweist es auf irgendeinen Grund, warum gelogen wird, denn es wird ja nicht aus Interesse gelogen, um etwas zu verheimlichen oder etwas manipulativ durchzusetzen.

Wer es nicht glaubt, braucht nur einmal statistisch zu ermitteln, wie oft Reporter heutzutage einfach aus geistiger Absenz noch das Allerfaktischste dessen, worüber sie vorgeben zu berichten, durcheinander kriegen. Wie oft sie nicht einmal wissen, wie das Spiel steht: »Das ist der psychologisch wichtige Anschlußtreffer zu 1:2.« Zweite Stimme (leise). »2:2« Erste Stimme: »Verzeihung, das ist sogar schon der Ausgleich, der verdiente Ausgleich möchte man sagen, wenn man berücksichtigt ... «

Dies passiert ständig, und im gleichen Zug verlangt die offizielle Sportreporterkritik immer lauter nach enthusiastischen Reportern, als wäre die Leere des Diskurs durch die Lautstärke und Emotionalität eines Dieter Kürten aufzufüllen. Über

nichts kann sich niemand aufregen. Horror vacui, kann ich da nur sagen, aber was Mexiko betrifft, verläßt man sich auf den Genius loci. Schließlich ist die deutsche Mannschaft hier schon einmal ganz fantastisch betrogen worden.

Konkret 06/86, S. 60

**Georg Hodel**

# Mexiko: Paradies der Abstauber

**Während der noch vor wenigen Jahren als aufstrebendes Schwellenland gefeierte Aztekenstaat von Zahlungskrise zu Zahlungskrise wankt und eine aufgeschreckte westliche Bankenwelt mit ihren Kassandrarufen Endzeitstimmung verbreitet, wollen smarte Businessleute und Fussballimpresarios wenigstens für eine ungestörte Fußballweltmeisterschaft sorgen - aufs Brot wird dankend verzichtet.**

Mexico-City, Mitte Dezember. Auf dem »Paseo de le Reforma«, einer der Hauptgeschäftsstraßen, die das Zentrum der 18-Millionen-Stadt teilt, kommt der Verkehr zum Erliegen. Aufgebrachte Campesinos haben einen Demonstrationszug gebildet, der sich langsam auf den Gebäudekomplex des mexikanischen Mediengiganten »Television via Satelite SA« (Televisa) zubewegt. »No queremos goles, queremos frijoles« - »Bohnen statt Tore«, fordern sie. Zu den wütenden Campesinos haben sich auch Manifestanten der »damnificados«, der durch das Erdbeben im vergangenen September obdachlos gewordenen Stadtbewohner, gesellt, die jetzt wegen der Fußball-WM ihre provisorischen Zeltbehausungen verlassen müssen - die Regierung will den ausländischen Schlachtenbummlern ein sauberes Mexiko zeigen.

Weiter oben, im »Studio 2«, das im für 15 Millionen DM hergerichteten Berichterstattungszentrum von »Televisa« untergebracht ist, haben sich die Spitzen der FIFA (Weltfußballverband), »Televisa« und Regierung eingefunden, um dem mit viel Pomp und Mediengetöse inszenierten »sorteo«, der Auslosung der WM-Spiele, beizuwohnen. Auch Staatschef de la Madrid ist zugegen, den eine enge Freundschaft zum mexikanischen FIFA-Präsidenten Guillermo Canedo verbindet, der seinerseits als Vize-Präsident von »Televisa« amtet, die sämtliche Übertragungsrechte der Fußball-WM erworben hat.

Heute, ein halbes Jahr später, haben sich die Proteste etwas gelegt, sind im allgemeinen Fußballtaumel aufgegangen. Doch die Misere ist geblieben. Die leichten, regelmäßig wiederkehrenden Nachbeben rufen bei den Zehntausenden noch immer obdachlosen Familien am »Platz der drei Kulturen«, im Armenviertel von »Tepito« und den Mittelstandsquartieren der »Colonia Roma« die schmerzhaften Erinnerungen an die ersten Tage nach dem Erbeben wieder wach, als viele, so erzählen sie, von plündernden Soldaten daran gehindert wurden, ihre verschütteten Angehörigen auszugraben. »Meine Familie wurde nicht durch das Beben getötet, sie wurde von der Korruption, die der Staat betreibt, umgebracht«, klagt Judith Garcia, Witwe eines Staatsangestellten, die neben ihrem Mann auch ihre drei Kinder verloren hat. Sie bezieht sich dabei vor allem auf die fehlerhafte Bauweise ihres Wohnblocks, der 85 Personen begrub. Folge, wie Judith meint, einer von der Behörde gegen die übliche »mordida« (Bestechungsgeld) erteilten Baubewilligung.

Judith Garcia beteiligt sich aktiv an den Aktionen der nach dem Erdbeben spontan entstandenen Selbsthilfeorganisationen, die sich in der sogenannten »Coordinadora unica de damnificados« (Koordinierungsstelle der Geschädigten) zusammengeschlossen haben. Tausende ihrer Mitglieder finden sich regelmäßig zusammen und ziehen vor den Präsidentenpalast oder das Innenministerium, um ihre Forderungen an die »Comision nacional de solidaridad«, einem von der Regierung geschaffenen Wiederaufbaufonds, zu richten. Sie verlangen nicht nur die längst fälligen Entschädigungen für die Erdbebenopfer, die ihrer Meinung nach wichtiger sind als die Rückzahlung der 100-Milliarden-Dollar-Schuld, sondern auch eine gründliche Untersuchung der Verantwortlichkeit der Baufirmen an der Katastrophe.

In der Tat hat die Unzufriedenheit der Bevölkerung, die nach dem rapiden Preiszerfall des Erdöls in den letzten beiden Jahren einen Kaufkraftverlust von etwa 40 Prozent hat hinnehmen müssen, ein Ausmaß angenommen, das Regierung ernsthaft in Schwierigkeiten bringen könnte. Nur der ausgefeilte Mechanismus der »institutionalisierten Revolution«, die der seit bald 60 Jahren regierenden »Partido Revolucionario Institucional« (PRI) dreiviertel der Abgeordnetensitze garantiert, hat dafür gesorgt, daß der allgemeine Sturm der Entrüstung bisher noch nicht zu einem politischen Erdrutsch geführt hat. Die Unfähigkeit der Regierung, die Armee und die zuständigen Behörden zu raschen und wirksamen Rettungsaktionen bei der Erdbebenkatastrophe, die immerhin 50.000 Menschen das Leben gekostet hat, einzusetzen, läßt viele Mexikaner befürchten, daß die Millionenhilfe für die Erdbebengeschädigten ebenso in der Staatsbürokratie versickern könnte, wie seinerzeit, vor 16 Jahren, nach dem Erdbeben von Managua, als sich der regierende Somoza-Clan auf schamlose Weise an der Erdbebenhilfe bereichert hatte.

Die Korruptionsaffären bzw. ihre Bekämpfung haben in Mexiko schon rituellen Charakter angenommen. Jeder neugewählte Präsident tritt mit dem Eid an, korrupte Regierungsbeamte zur Rechenschaft zu ziehen. Lopez Portillo ließ bei seiner Amtsübernahme leitende Beamte des abgetretenen Präsidenten Luis Echeverria einsperren, sein Nachfolger de la Madrid seinerseits verhaftete mehrere der wichtigsten Mitarbeiter seines Vorgängers, dem heute vorgeworfen wird, sich um dutzende von Millionen bereichert zu haben. Portillos Jugendfreund Arturo Durazo beispielsweise, der als Polizeigeneral des Bundesdistrikts eine Schreckensherrschaft aufgezogen und Schmiergelder eingetrieben hatte, entzog sich den Gerichten durch die Flucht auf seine Besitzungen in den USA. Der Chef des staatlichen Ölmonopols »Pemex«, Jorge Diaz Sarrano, hatte während Erdölhausse Kommissionen in Millionenhöhe kassiert - er wartet noch immer in Untersuchungshaft auf seinen Prozeß.

Auch die Organisation der Fußball-WM - fast ausschließlich von privater Hand gemanagt - steht mittlerweile im Ruf, sich zuweilen im gesetzlichen Abseits zu bewegen. So wird gegenwärtig gerichtlich überprüft, ob der Medienkoloss »Televisa«, der 97 von 137 konzessionierten Fernsehkanälen in Mexiko kontrolliert und 75 Prozent der Anteile des »Spanish International Network« hält (dem 277 TV-Stationen der spanisch sprechenden Welt angeschlossen sind) möglicherweise unter Umgehung der Gesetze Beteiligungen an ein nordamerikanisches Konsortium veräußert hat. Das US-Konsortium, das angeblich vom scheidenden US-Botschafter in Mexiko, John Gavin, gemanagt wird, hat sich die Übertragungsrechte für den spanisch sprechenden WM-Kanal gesichert, mit dem vier Millionen Latinos in den USA beglückt werden sollen. John Gavin hat sich jedenfalls inzwischen in Los Angeles niedergelassen, wo er eine zweite private Gesellschaft gegründet hat, die die Übertragungsrechte sichern soll für den Fall, daß die Gerichte dem US-Konsortium, hinter dem auch eine Reihe mexikanischer Medienbarone stehen, die Konzession wieder entziehen.

»Televisa« indes beschränkt sich aber nicht nur auf das Geschäft mit den Fernsehübertragungen. Das Konsortium, u.a. Eigner des über 100.000 Personen fassenden »Azteken«-Stadions, vermietet Privatjets, produziert Schallplatten, Zeitschriften, unterhält Theatergesellschaften und ist im Showbusiness tätig. Der mexikanische FIFA-Boss und »Televisa«-Vize Canedo, der schon die Fußball-WM von 1970 gemanagt hatte, erklärt stolz: »Die Weltmeisterschaft wird diesmal ganz von privater Hand getragen. Viel mußten wir eh nicht investieren, da wir bloß die für die WM von 1970 aufgebaute Infrastruktur für die Spiele wieder herrichten mussten«. Unter die »Herrichtungsarbeiten« fällt auch der Bau des »Corregidora«-Stadions in Queretaro, dem Ort, wo einst feierlich die mexikanische Revolutionsverfassung ausgerufen wurde. Daß das Stadion nach der WM kaum noch Verwendung finden wird, da das Städtchen zwar eine unbestrittene historische Bedeutung, dafür aber keine ligafähige Fußballmannschaft besitzt, tut ebensowenig zur Sache wie die Tatsache, daß das für 300 Millionen DM im Weltraum installierte Satelliten-System »Morelos« kaum den Kommunikationserfordernissen des Landes entspricht.

Für das große Geschäft ist jedenfalls gesorgt. Das garantieren auch die Wucherpreise, die »Televisa« verlangt: für die Miete einer portablen TV-Kamera verlangt »Televisa« den stolzen Preis von 40.000 US-Dollar im Monat, für eine komplette Videoanlage 240.000 US-Dollar, für ein Fernsehstudio 3.000 US-Dollar pro Spiel, für eine Kabine für Live-Übertragungen gar 3.260 US-Dollar pro Spiel. Die Installation eines Fernschreibers kostet die Kleinigkeit von 175.000 US-Dollar, die Miete eines festen Fernsehstudios schlichte 600.000 US-Dollar. Diese Preise übersteigen selbst jene der Olympischen Spielen in Los Angeles, sollen aber, so die »Televisa«-Oberen, durchaus dem gegenwärtigen »Weltmarktniveau« entsprechen. Eintrittskarten, das freut »Televisa«, »FIFA« und Regierung natürlich ganz besonders, sind derzeit nur noch auf dem Schwarzmarkt erhältlich. Und so darf es dann auch nicht erstaunen, daß der Gewinnanteil der Regierung an dem famosen Sportereignis ganz offiziell als Staatsgeheimnis deklariert worden ist. Man kann es jenem WM-Funktionär echt nachfühlen, der da sagt: »Das Turnier wird nach der Erdbebentragödie wie Balsam für uns wirken.«

Konkret 06/86, S. 62

**Otto Köhler**

# IG Pflug und Spaten

**Aus den Ermittlungen gegen die Nazi-Industrie-Führer leitete Morgenthau 1945 seinen Plan für ein friedfertiges Agrar-Deutschland ab. Aber Wallstreet ließ die alten Kollegen nicht im Stich. Otto Köhler über den zweiten OMGUS-Bericht**

Drei Monate nach dem Tod des US-Präsidenten Franklin Delano Roosevelt trat im Juli 1945 nach zwölfjähriger Amtszeit ein Minister zurück, der heute noch in unserem Land als die Verkörperung des Deutschenhasses gilt. Finanzminister Henry Morgenthau wollte - das ist richtig - Deutschland in einen nord- und einen süddeutschen Staat aufteilen und das erweiterte Ruhrgebiet samt Mainz (und Oggersheim!) internationalisieren. Sein nie ausgeführter Plan, Deutschland in zwei friedliche und lebensfähige Agrarstaaten zu verwandeln, wird stets mit Abscheu zitiert. Wir leben heute - und das verdanken wir unseren Freunden, die wir immer Freunde nennen müssen - zufrieden mit den besten Massenvernichtungsmitteln, die es je gab, in einem zwischen Ost und West gespaltenen Deutschland, in einem Land, das aufstöhnt unter der Last der Gifte, mit der eine forcierte Industrialisierung unsere Erde, unsere Luft und unser Wasser verseucht hat.

Hans Magnus Enzensberger hat in seiner »Anderen Bibliothek« einen Band vorgelegt, den man auch als eine Hinterlassenschaft von Henry Morgenthau bezeichnen mag: »OMGUS -Ermittlungen gegen IG Farben«. OMGUS, das ist die Abkürzung für *Office of Military Government* US und IG Farben das ist die *Interessengemeinschaft deutscher Chemiekonzerne*, die heute in der Dreieinigkeit von BAYER, BASF, und HOECHST größer und mächtiger denn je fortlebt (KONKRET 9/82). Das Buch erscheint in einer Serie von Ermittlungsakten gegen deutsche Kriegsverbrecher, die im vergangenen Herbst mit dem OMGUS-Band »Ermittlungen gegen die Deutsche Bank« (KONKRET 10/85) eröffnet wurde, ein Band, der leicht verständlich machte, warum diese mächtigste und reichste deutsche Bank zunächst nur Hohn und Verachtung für die Forderung weniger überlebender jüdischer Zwangsarbeiter übrig hatte, am Ende ihres Lebens eine kleine Entschädigung für jahrelange mörderische Sklavenarbeit zu bekommen. Der jetzt vorliegende OMGUS-Bericht über die IG Farben ist eher noch wichtiger, obwohl er nur einen Teil der kriminellen Aktivitäten des Chemie-Konzerns umfaßt.

Enthüllt werden hier die Techniken der Steuerhinterziehung und Spendenpraxis gegenüber den Nazis - Techniken, die, das konnten die US-Ermittler von 1945 nicht ahnen, heute im Lichte allerneuester juristischer Erkenntnisse in unserem Land weniger kriminell erscheinen mögen als damals.

Aufgedeckt wird die, von den Nazis gebilligte und als kriegswichtig erachtete, enge Zusammenarbeit von IG Farben und US-Konzernen wie Standard Oil. Diese Kooperation, die die Aufteilung des Weltmarkts einschloß, wurde noch nach dem Oberfall auf Österreich, die Tschechoslowakei, ja sogar noch nach dem Blitzkrieg gegen Polen und dem Kriegseintritt Frankreichs und Englands fortgesetzt - in freundschaftlichem Geist. Ja IG Farben und Standard Oil trafen - mit Wissen und Billigung des NS-Regimes - Vorsorge für den Fall, daß die USA in den Krieg gegen Nazideutschland eintreten.

Aufgezeigt wird das System von Tarnfirmen, mit dem die IG-Farben über neutrale Staaten wie Schweiz und Schweden die Welt, insbesondere Lateinamerika, aber auch die USA, überzogen. Deutlich wird -,und das stets aus den eigenen IG-Firmen-Akten - wie die Überfallkommandos der IG auf den Fersen der einmarschierenden Truppen in die Konkurrenzbetriebe eindrangen und sie ausplünderten. Hier arbeitete ein Weltkonzern.

Und er ließ arbeiten. Der IG-Plan zur wirtschaftlichen »Neuordnung« Europas - erstmals in der Bundesrepublik veröffentlicht - war sorgfältig abgestimmt mit dem militärischen Eroberungsprogramm der Nazis und ihrer Wehrmachtsgeneräle. Und doch fehlt in diesem OMGUS-Bericht, der im September 1945 vorgelegt wurde, noch das Allerschlimmste.

Karl Heinz Roth von der Hamburger Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik, die die OMGUS-Reihe für Enzensbergers »Andere Bibliothek« herausgibt: »Über den Komplex IG Auschwitz wird nicht gesprochen. Die (US-)Autoren ließen ihn aus, weil sie dazu bis Anfang September 1945 keine hinreichenden Belege hatten. So konnten sie angesichts der knappen Zeit bis September 1945 eine der zentralen Fragen unserer Zeitgeschichte nicht stellen: warum hat der am weitesten automatisierte Konzern seit 1940/41 das so schreckliche Konzept der Vernichtung durch Arbeit' entwickelt und damit auch Himmler den Weg gewiesen?«

IG Auschwitz - das wird das Thema einer besonderen Publikation sein. Warum aber hatten die US-Ermittler es so eilig, daß sie im September 1945 schnell ihre bisherigen Ermittlungsergebnisse vorlegten? Karl Heinz Roth gibt in seinem kenntnisreichen Nachwort eine verblüffende Erklärung. Innerhalb der US-Besatzungsbehörden lieferten sich zwei Fraktionen einen erbitterten Kampf- die Wirtschafts- und die Finanzabteilung. Hinter der Wirtschaftsabteilung stand das Kriegs- und das Außenministerium, hinter der Finanzabteilung Finanzminister Henry Morgenthau. Die Wirtschaftsabteilung bestand aus Leuten von der Wallstreet, Freunden Deutschland, wie wir heute noch zu sagen pflegen, von denen einige mit den US-Tarnfirmen der IG-Farben verbunden waren. Sie sahen es als ihre Hauptaufgabe an, die Proklamation Morgenthaus gegen die Konzerne Nazi-Deutschlands und für eine radikale Umstrukturierung der deutschen Volkswirtschaft zunichte zu machen. Morgenthau selbst - und das ist natürlich in unserem Land unzulässig - wird von

Herausgeber Roth nüchtern und mit dem Bemühen um Objektivität betrachtet. Morgenthau und die Linkskeynesianer in seiner Umgebung - Keynes war damals der führende Wirtschaftstheoretiker der westlichen Welt - diese Linkskeynesianer um Morgenthau hatten, schreibt Roth, »ein genaues Bild von der volkswirtschaftlichen Situation Deutschlands gegen Kriegsende. Sie gingen davon aus, daß der Rüstungsboom der NS-Zeit die strukturellen Ungleichgewichte gigantisch verschärft hatte: einer bankrotten Landwirtschaft sowie unterkapitalisierten Konsumgüterindustrie und Bauwirtschaft standen überkapitalisierte Großunternehmen der Chemie-, Elektro- und Stahlindustrie gegenüber, die sich die volkswirtschaftlichen Ressourcen und Masseneinkommen angeeignet hatten. Dieses katastrophale Ungleichgewicht wollten sie abbauen, und nur hier sahen sie die Chancen für eine dauerhaft abgerüstete Friedenswirtschaft. Zusätzlich sollte die Abtragung und Verteilung der Überkapazitäten der Großindustrie an die geplünderten Nachbarländer einen europäischen Wiederaufbau ermöglichen, in dem kein Land diskriminiert wurde, schon gar nicht die Staaten, in denen die Naziökonomie besonders verheerend gewütet hatte.«

»Schwerter zu Pflugscharen« - auf diese Formel bringt Herausgeber Roth Morgenthaus Programm. Solche Forderungen mögen Pastoren in der DDR zieren, ein moderner Staat wie die Bundesrepublik aber ist auf sein Raketenschwert und seinen SDI-Himmel angewiesen. Ein friedliches, in einen Nord- und Südstaat aufgeteiltes und nicht zwischen Ost und West aufgespaltenes Deutschland - das kann uns heute nur als Traum erscheinen - Morgenthaus Traum, nicht unser Land, dieses.

Doch zurück zum Kampf, der 1945 innerhalb der US-Besatzungsbehörden ausbrach. Nach Roosevelts Tod warf Nachfolger Truman das Steuer der Deutschlandpolitik herum. Zum Militärgouverneur für die US-Zone ernannte er General Lucius D. Clay, den er selbst schon als »Faschisten« bezeichnet hatte. Und Außenminister wurde James Byrnes, der mit seiner Stuttgarter Rede von 1946 offiziell den Kalten Krieg gegen die Sowjetunion eröffnete und die Versöhnung mit den einst die Nazis tragenden Schichten begann.

Morgenthau hatte so etwas längst kommen sehen, er trat im Juli 1945 zurück. Das aber war das Signal für die Linkskeynesianer aus seinem Ministerium zu einem letzten Aufbäumen gegen die Wirtschaftsleute, die Deutschland wieder zum Bollwerk gegen den Kommunismus ausbauen wollten. Sie brachten in aller Eile - dabei entstandene Fehler sind in dieser Edition sorgfältig vermerkt - ihren Bericht über die IG Farben heraus. Und während die Wirtschaftsleute längst wieder eng mit den führenden Männern der IG Farbenindustrie kollaborierten, setzte Morgenthaus verlorene Schar aufgrund ihres eindrucksvollen Berichts über die Taten der IG-Leute einen Kriegsverbrecherprozeß gegen sie durch.

Das Urteil wurde einen Monat nach Beginn der Berliner Blockade gesprochen, natürlich mit Freisprüchen und so milden Strafen, daß sie, wie einer der Ankläger später sagte, auch einen Hühnerdieb erfreut hätten. Die IG-Nachfolger BAYER, BASF und HOECHST, die ihre Führungspositionen mit den verurteilten Kriegsverbrechern besetzten, waren bald, jeder für sich, größer als einst die IG Farben zusammen. Die BASF übrigens setzte als offiziellen Termin ihrer Neugründung den 30. Januar 1952 fest - das eine Jahr bis zum 20. Jahrestag hatte sie nicht mehr abgewartet.

Morgenthaus Versuch, ein besseres Deutschland zu schaffen, war gescheitert. Jetzt können wir für 25 Mark in der »Anderen Bibliothek« alles darüber nachlesen und uns vorstellen, wieviel behaglicher es sich in Morgenthaus Land hätte leben lassen.

---

OMGUS. Ermittlungen gegen I.G. Farben. Übersetzt und bearbeitet von der Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik, Hamburg, Greno Verlagsgesellschaft, 300 Seiten, DM 25,

Konkret 06/86, S. 64

**Hans-Joachim Schlegel**

# Die Geometrie eines Mythos
# Sergej Paradshanovs □ Legende von der Feste Surami□

**Der armenische Regisseur wurde lange als Dissident gehandelt. Seine Filme, auf Festivals gern gezeigt, hier ohne Chancen in den Kinos, zeigen die bedrohten Kulturen der kleinen Grenzvölker - ohne folkloristischen Mief**

Auf dem letztjährigen Moskauer Filmfestival registrierte die internationale Filmöffentlichkeit mit großer Aufmerksamkeit einen »neuen Wind im Sowjetkino«. Dazu gehörte nicht zuletzt auch die Überraschung, daß auf der Filmmesse ein neuer Film des armenischen Regisseurs Sergej Paradshanov gezeigt wurde, der nach seinen hierzulande als cineastische »Geheimtips« gehandelten Filmen »Feuerpferde. Die Schatten vergessener Ahnen« (1965) und »Sajat Nowa: die Farbe des Granatapfels« (1973) lange nichts mehr gedreht hatte und zudem eine Gefängnisstrafe wegen »homosexueller Vergehen mit Verleitung zum Selbstmord«, »Drogenmißbrauch« und »illegalem Devisenhandel« (so die offizielle Begründung) verbüßen mußte.

Verständlich also der besondere Erwartungsvorschuß für den neuen Paradshanov-Film »Die Legende von der Feste Surami«, dem übrigens bereits eine weitere Arbeit gefolgt ist - ein dokumentarischer Essayfilm über das Werk des naiven georgischen Malers Niko Pirosmanischwili. Etwas voreilig hatte den Film bereits die Mannheimer Filmwoche in ihrem Katalog angekündigt. Und auch die »Berlinale« hätte ihn sicher gern gezeigt. Doch zu sehen war er erst jetzt im Westberliner »Arsenal« im Rahmen einer »Armenischen Woche«. Und damit war offenbar für manchen Journalisten die »sensationelle« Spitze abgebrochen. Denn zur Pressevorführung erschien lediglich eine knappe Handvoll Neugieriger. Das Publikum kam aber dennoch und begeisterte sich an dem, was die eigentliche »Sensation« dieses Films ausmacht: an dessen tatsächlicher filmsprachlichen Innovation. An den strengen Freuden einer . fremden, mit nichts zu verwechselnden Schönheit. An einem ästhetischen Erlebnis, das all jene irritieren muß, deren Unkenntnis oder Vorurteil die sowjetische Filmkultur noch immer mit jener unproduktiven Dürre dogmatischer Realismus-Normen gleichsetzt, die längst einem breiten Spektrum national und individuell differenzierter Handschriften gewichen ist. Sergej Paradshanov ist nur einer von vielen sowjetischen Regisseuren, die mit kreativem Eigensinn nach neuen Ausdruckswegen suchen. Allerdings ist dieser Armenier sicher einer der begabtesten und konsequentesten Innovatoren des Sowjetkinos. Und sein kompromißloses Künstlerturn macht es niemandem leicht. Den Zuschauern nicht, denen die Bereitschaft abverlangt wird, sich auf fremde, schwer zugängliche Bild- und Erzählformen einzulassen. Und auch den Produzenten nicht, die aufgrund der so von vornherein exklusiv kleinen Zuschauerzahlen in Kalkulationsprobleme geraten, die ihre »westlichen« Kollegen mit Sicherheit resignieren ließen: So paradox das auch klingen mag, hierzulande wäre vermutlich kein einziger der Paradshanov-Filme produziert worden. Und das wäre ein Verlust für die internationale Filmentwicklung. Dies schon deshalb, weil Sergej Paradshanov in einer Zeit, wo vor allem in der westlichen Hemisphäre die Filmentwicklung von kommerziell nivellierender Gleichmacherei, von einem Kollaps der nationalen Filmkulturen bedroht wird, einen radikalen, kompromißlosen nationalen Akzent setzt; all seine individuelle Kreativität von national unverwechselbaren Bild- und Erzähltraditionen inspirieren läßt, diese Quellen der »vergessenen Ahnen« zum eigentlichen Thema all seiner Filme macht. Daß es ihm dabei ganz und gar nicht um eine ästhetisierende Apotheose reaktionär wabernden Nationalismus geht, zeigt sich schon darin, daß bislang noch jeder seiner Filme auf archetypischen Traditionen unterschiedlicher Völker und Gegenden beruht - auf dem Geist karpato-ukrainischer Folklore in den »Schatten vergessener Ahnen«, auf den Strukturen armenischer Miniaturen und der inneren Ausdruckswelt des armenischen Nationaldichters Arutjun Sajadjan (1712-1795) in »Sajat-Nowa. Die Farbe des Granatapfels« und auf einen altgeorgischen Mythos in der »Legende von der Feste Surami«.

In alle diesen Filmen geht es um die nationale Selbstbehauptung kleiner Grenzvölker, deren Kultur und Identität ständig von außen bedroht ist. Doch Paradshanov übersieht dabei auch nicht die innere Bedrohung durch soziale Arroganz und Entfremdung: Das karpato-ukrainische Romeo-und-Julia-Drama der »Schatten vergessener Ahnen« beginnt mit der blutigen Arroganz eines Gutsbesitzers, und die Feste von Surami, das legendäre Symbol georgischer Standfestigkeit gegen türkische Bedrohung, bricht deshalb immer wieder in sich zusammen, weil auf ihr der Fluch von Fürstenwillkür beleidigter Landsleute liegt. Mit jenem reaktionären Nationalismus, der die Verachtung anderer Völker meint und - spätestens seit den Nazis - hierzulande das Bekenntnis zu Heimat und nationalen Traditionen belastet, hat dies nichts zu tun.

Denn Paradshanov kupfert die Traditionen, die vorgefundenen Muster nicht einfach ab. Er schafft keine »volkstümlichen« Bilderbögen, sondern wagt sich an innere Beschreibungen, deren Ergebnis weit über ethnische Grenzen hinausweist. Selbst dort, wo man die traditionellen Bild- und Erzählmuster kennt, wirkt Paradshanovs Formgebung überraschend. Und hierzulande, wo deutsche und westeuropäische Kulturarroganz die Kenntnis »osteuropäischer« Kulturen noch immer erfolgreich verhindert, fällt die »Fremdheit« der Paradshanov-Filme noch deutlicher auf. Sinnvoll und wichtig wäre es nun, diese »Fremdheit« nicht einfach als »Exotik« zu rezipieren. Denn die betörend fremde Schönheit ist das Ergebnis eines

tatsächlich kreativen Experiments, das in markantem Unterschied zur Impotenz zahlreicher pseudoavantgardistischer Formspielereien hierzulande einen formgeschichtlich und inhaltlich tieferen Sinn hat. Und »Fremdheit« meint in diesem Sinne zunächst erst einmal »Verfremdung«, Präsentation ungewohnter, nicht-automatisierter Ansichten. Denn der, der ständig am Meer wohnt, hört bald das Schlagen der Wellen nicht mehr - er wird dies erst wieder tun, wenn er nach einer Reise in die Berge zum Meer zurückkehrt. In diesem Sinne kann »Archaisches« durchaus »innovatorisch« sein. Bilder und Inhalte wieder wahrnehmbar machen, die längst abgestumpft sind. Folklore aus ihrer Verkitschung herausreißen und ihren ganz anderen Sinn sichtbar machen. Durch ein strukturelles »Schachspiel« beispielsweise, das deren Elemente in neue Zusammenhänge bringt, die »geschönte«, also verlogene Glätte »volkstümlich« aufbereiteten »Heimat- und Geschichtsfilm«-Kitschs aufbricht und überwindet. Durch ein Experimentieren, das also nicht um sich selbst kreisen will, sondern mit einer neuen Präsentation uralter Bildformen eine neue Sicht auf Inhalte ermöglichen will, die von abgegriffenen Floskeln und Formeln verdeckt wurden.

»Feuerpferde. Die Schatten vergessener Ahnen« versuchte dies mit Rückgriffen auf eine sich traditionell in gefahrvoller, von Paradshanov aber stets gemeisterter Nähe zu melodramatischer bewegenden Volksepik. Das Rückgrat der Story, das diesen Film erheblich zugänglicher als Paradshanovs folgende Arbeiten macht, hängt mit dem folkloristischen Muster zusammen, das hier erstaunlich authentisch und nur durch dramaturgische Akzentsetzung »verfremdet« aufgegriffen wird. »Sajat Nowa., Die Farbe des Granatapfels« präsentiert demgegenüber bereits eine hermetische, stilisierte Bilderwelt, weil hier die innere Biografie eines Dichters aus dem Klima seiner Poesie und der strengen Schönheit armenischer Bildtradition entworfen wird (weshalb wohl auch sowjetische Filmverwalter die Endfertigung und Vorführung dieses Films lange hinauszögerten, bis Sergej Jutkjevitsch, Eisensteins einstiger Weggenosse und Freund von Avantgardisten wie Picasso und Léger, sich schließlich erfolgreich dafür einsetzte).

»Die Legende von der Feste Surami« präsentiert eine Summe dieser beiden Konzepte - des episch-erzählerischen und des stilisiert-konzeptionellen., Das bedeutet nicht unbedingt eine überall gelungene Synthese: Die Elemente der beiden bisherigen Arbeitslinien stoßen zuweilen recht unvermittelt aufeinander, werden dramaturgisch nur ungenügend integriert und machen vielleicht auch deshalb immer wieder einen barock ausufernden Eindruck, weil der Regisseur gleich die gesamten Phantasien einbringen wollte, die sich in den vielen Jahren aufgestaut hatten, in denen er keine Filme machen konnte. Und dennoch ist das ein großer, wichtiger Film, dem man jenseits unfilmischer Spekulation eine intensive Rezeption wünscht. Sie wird auch diesmal nicht »einfach« sein. Auch dieser Film erschließt sich nicht gleich auf den ersten, flüchtigen Blick hin. Er basiert zwar auf einem »Sujet«, auf der altgeorgischen Legende von der Feste Surami, auf deren immer wieder zusammenbrechenden Mauern ein Fluch liegt, der erst dann aufgehoben wird, wenn sich ein junger Mann freiwillig und lebendigen Leibes einmauern läßt. Doch diese makabre Legende ist kaum mehr als ein Rahmen für einen ganz anderen »Inhalt«. Der Mythos, die uralte Legende wird »dekomponiert«, erzählerisch derart durcheinandergewirbelt, daß sich die Aufmerksamkeit des Zuschauers nicht an dessen Erzähllogik festmachen kann, sondern auf eine Fülle tableauartiger Einzelereignisse gelenkt wird, die von der nationalen Geschichte und Tradition konzeptionell berichten. Der Mythos, die Legende wurde wie eine Uhr auseinandergenommen und neu zusammengesetzt. Nach Prinzipien, die mit den Konventionen des Erzählkinos nichts mehr zu tun haben. Die eine neue, eine konzeptionelle Geometrie dieses Mythos wagen. Und hierfür sind archetypische Bilder erheblich wichtiger. Nach C.G. Jung sind das unterbewußte Erinnerungsreste an uralte, animistische Kollektiverfahrungen. Wenn ein Film an sie appelliert, dann betreibt er Agitation an der Nahtstelle von Unterbewußtern und Bewußtem.

In einem Land, wo archaische Bildtraditionen noch derart lebendiges Allgemeingut sind wie in Georgien, hat so etwas besonders einsichtige Chancen. Und das Ziel ist eindeutig: das Gespür für nationale Identität zu schärfen. Inwieweit so etwas übertragbar ist, sei dahingestellt. Wichtig wird die Erfahrung einer Methode, die Inspiration individueller Kreativität aus den Traditionen uralter Bild- und Erzählweisen zu gewinnen vermag. Und wichtig ist sicher auch, daß diese Erfahrung gerade in einem Land gemacht wird, von dem hier noch immer behauptet wird, das dort der Blick noch immer nur durch ein genormtes Fenster gehe.

Konkret 06/86, S. 66

**Ulla Meinecke**

# Das alles und noch viel mehr Rio Reiser

**15 Jahre lang lieferten »Ton Steine Scherben« Hymnen des Anarcho-Rock wie: »Keine Macht für niemand« und »Allein machen sie dich ein«. Nun kommt das Solo von Rio. Rocklady Ulla Meinecke über die Ex-Scherbe**

Als ich vor über einem halben Jahr die Demos (zuhause aufgenommene Arbeitsfassungen) von Rios Liedern hörte, konnte ich kaum glauben, wie gut sie sind. Texte, Musik, Stimmungen und Rios unglaublicher Gesang - einfach alles ins Schwarze. Die Cassette, die Rio mir dann endlich schenkte (es ist so'ne Sache, unveröffentlichtes Material wegzugeben), ging überall mit hin. Die Songs sind auch nach häufigem Hören nie erstarrt, sondern sind lebendig und verändern ihre Ausstrahlung je nach meiner Stimmung. Ich entdecke immer wieder eine neue Farbe, einen anderen Dreh in der Bedeutung, ein neues Detail im Gesang oder in der Kornposition.

Jetzt ist die Platte da und mein einziger Ärger, nämlich der, daß ich die Lieder mit niemandem teilen konnte, ist verschwunden.

»Schon Rios Platte gehört?« und ein breites Grinsen und Nicken zur Antwort kriegen -

»Hallo, hier bin ich« ins Telefon sagen und lachen, denn, da läuft gerade »Für immer und dich« im Hintergrund -

Das Radio anmachen, gerade noch einen Zipfel von »Bürger fragen - Politiker reden sich raus« erwischen und gleich darauf den Radiomann bewundern, der »Alles Lüge« auflegt -

Von den Demos zur Platte war es eine lange Reise. Plattenvertragsprobleme, Umschiffen von Klippen und Riffen, vorbei an betörenden Sirenen (wer hat Oropax, bitte?) - schwer für einen Mann, der'ne Menge Schulden aus älteren Projekten hat, der Dealerei haßt und sich in materieller Hinsicht viel gefallen läßt. Der die Erfahrung gemacht hat, daß das, was er (mit Recht) für Stärke, hält, nämlich die Überzeugung, daß bleibende Beziehungen auf Freigebigkeit und Freiwilligkeit gebaut werden, im Geschäft oder täglichen Umgang für Schwäche gehalten wird. Eine Schwäche, die immer neuen Leuten die Idee gibt, diesen begabten, selbst in harten Zeiten produktiven Mann mal eben über den Tisch zu ziehen.

Aber Rio eignet sich nicht zum Opfer. Was er solchen und anderen gesellschaftlichen Erfahrungen entgegensetzt, ist Zorn, wenn er sich im Recht fühlt. Zorn, für den er tausend Bilder findet. Er gibt ihn in seinen Liedern dahin zurück, woher er kommt, und hält sich nicht mit Tischkärtchenchiffren wie WTB (Wut-Trauer und Betroffenheit) auf.

Die Menschenfressermenschen in dem gleichnamigen Lied sind erkannt, beschrieben und so besungen, wie sie sind. - Sicht man danach fern (oder nah), erkennt man sie sofort. Rio hat die Fähigkeit des Kindes in dem Märchen »Des Kaisers neue Kleider«, das ruft »Aber der hat ja gar nichts an! « Natürlich nehmen andere Menschen das auch wahr, aber durch diesen Ausruf ist das Gesellschaftsspiel »So tun als ob und sich sein Teil denken« vorbei. Das ist offensiv und verändert und nimmt der Angst die Kraft.

Es gibt Lieder, von denen man nie das Gefühl hat, daß sie alt sind - im Gegenteil, sie sind periodisch immer wieder aktuell und treffend. Zu der Sorte gehören Rios. Ab 1970 gab es die 'Ton Steine Scherben', und Texte wie der zu »Der Traum ist aus« ist so ein Beispiel. Was mir damals auffiel, war Rios romantisch-realistische Art von Bildern. Er ist der einzige, der im selben Lied (»Bei Nacht«) schlafende Blumen, Rehe und Hasen und Stammheim auftauchen lassen kann, ohne daß der Hörer vor Lachen auf den Bauch fällt.

Rio hat eine magische Beziehung zur Sprache. Seine Bilder funktionieren wie Beschwörungen. Nicht die ewige Diskussion um deutsche oder englische Texte ist das Problem, sagte Rio einmal in einem Gespräch, sondern die Tatsache, daß die Sprache vieler Leute mausetod ist. Keine Bilder - jedenfalls keine, die stimmen. Die Leute benutzen Worte, die weder sie noch andere zum Schwingen bringen.

Daraus erklärt sich vielleicht die Leblosigkeit vieler Texte, denen man eigentlich nur die guten Absichten des Autors anmerkt. Es möge doch bitte nach Rock'n' Roll klingen.

Rio entlastet die Sprache von ihrem Dienst als Kommunikationssklave. Die Worte dürfen sich frei bewegen, und gelegentlich stellt er sie auf den Kopf, um zu sehen, was da so aus den Taschen fällt.

Witz und Humor kann man nicht lernen, es ist ein Teil der Persönlichkeit. In »König von Deutschland« oder »Alles Lüge« sind derart komische Bilder, die keinem der magengesichtigten Berufskomiker, bekannt von Film, Funk und Fernsehen, jemals einfallen würden.

Rio sagt von sich daß er in Grundstimmung ein positiver, optimistischer Mensch ist, selbst Regenwetter deprimiere ihn nicht (unser letztes Gespräch darüber fand allerdings vor Tschernobyl statt). Sein Ideal ist ein brüderliches Verhältnis zu seiner Umgebung und zur Natur. Er ist so einer, der dem Mond zuzwinkert. Rio hat in seiner langen Musikerlaufbahn

immer wieder Liebeslieder geschrieben, die zu den schönsten gehören, die ich kenne. Endgültige Klassiker wie »Für immer und Dich«, »Laß mich los«, in dem meine Lieblingszeile »Ich will mich dir gern zu Kopf und Füßen legen« heißt, »Junimond«, eines das ich nicht beschreiben kann, aber dauernd höre, und so ein kleines, was vor Charme fast platzt: »So allein«. »Ich bin allein - so allein - so allein zu Hause - komm und schau's dir an«. Dieser Dreh ist genial. Da hängt einer auf dem Bett, kann nichts mit sich anfangen, und wenn er das dann noch laut sagte, wäre das normalerweise die beste Voraussetzung dafür, alleine zu versauern, aber diese Einladung ist unwiderstehlich.

Rio erzählt, daß Leute ihn öfter kindisch nennen, und gerade las ich in einer Plattenbesprechung, er sei infantil. Anscheinend haben solche Menschen Probleme mit Kindern. Sie halten sie offensichtlich für eine andere Rasse. Putzig, niedlich, unschuldig und rein, oder eine Plage - auf jeden Fall nicht ernstzunehmend. Das Kind in Rio ist präsent. Ein wehrhaftes, ungebrochenes, was zornig sein Menschenrecht fordert und gegen die anschreit, die das Leben verpesten, ein selbstbewußtes, das nicht jammert und bettelt, sondern sich seiner Haut wehrt wenn es sein muß, verspielt freundlich, charmant und lebenshungrig von Natur aus.

Rio sagte mal, er wolle Songs schreiben, die der Hörer selber singt, denn der Hörer sei der Sänger. Das ist ihm gelungen - wie immer. »Das alles und noch viel mehr...«

Konkret 06/86, S. 72

**Marc Valance**

# Saxophonitis oder die Liebe zu einem Bankert

**Unzählige blasen, und täglich werden es mehr. Kaum ein Popstück, das ohne das Glitzerding auskommt. Das Saxophon ist das Symbol für lockerlässige Lebensart geworden - es ist die Stimme der achtziger Jahre**

Einer meiner Freunde sagt, er habe Entzugserscheinungen, wenn er nicht blase. Ein anderer bläst, weil er sich damit jenen kreativen Freiraum schafft, den er zum Leben braucht. Der dritte schöpft beim Blasen neue Kraft. Wenn er am *Verpfludere* sei, brauche er nur ins Horn zu stoßen, und schon sei er wieder »beieinander«. Ein vierter »stellt einen Ton in den Raum« und bläst dann drum herum oder »daneben her«, er träumt von der Freiheit der chromatischen Leiter und von Chinesischem. Unzählige blasen, und jeden Tag sind es mehr. Es ist eine Mode, das Blasen, ein Boom wie in den sechziger Jahren das Gitarrezupfen, wie der autobiographische Roman in den Siebzigern. Was sie blasen, die Freunde? Natürlich Saxophon.

In einem einzigen Musikaliengeschäft in Zürich - einem größeren allerdings - gehen rund hundert Saxophone jährlich über den Ladentisch. Eine ebenso große Anzahl wird gemietet. Was da verkauft wird, sind nicht bloß Billiginstrumente aus Taiwan, der Tschechoslowakei oder Italien, sondern - neben der japanischen Mittelklasse - auch die Rolls-Royce unter den Saxophonen, die »Selmer« und die »Buffet-Cram on«.

Am häufigsten gespielt wird, das Alt-Saxophon, gefolgt vom Tenor. Auch das Soprano wird ziemlich häufig geblasen, als Klarinettenersatz zum Beispiel in der Ländlermusik. Das Soprano schrillt in den oberen Lagen der Querflöte und ist nur schwer rein zu intonieren. Das Baß-Sax hat die Klanggewalt einer Orgel, doch es braucht soviel Luft, daß ein Amateur kaum damit fertig wird. 2 500 bis 4 000 DM kostet ein gutes Instrument (Alt, Tenor, Sopran) in jedem Fall.

Den Sax-Boom erkennt man nicht nur an den blasenden Freunden. Als Symbol für eine lockerlässige Lebensart taucht das Instrument seit geraumer Zeit in der Werbung auf. Es signalisiert Dynamik, entspannten Umgang mit Erfolg und Wille zur Leistung. In der Unterhaltungsmusik ist das Saxophon geradezu omnipräsent. Es gibt kaum ein Pop- oder Rockstück mehr, das nicht ein Sax-Solo zu bieten hätte. Nach Strophe zwei oder drei heult ein Alt-Saxophon die sehnsüchtig-virile Botschaft von Schmerz, Glück, Resignation und Hoffnung durch die Lautsprecherbox, die Botschaft, die der Sänger nicht herübergebracht hat, mangels Stimme oder aus musikalischer Unterkühlung.

Das Sax am Radio, das Sax im Werbespot, das Sax bei Big Store und im ABM, das Sax im Kino und das Sax im Nachbarhaus. Es ist die Stimme der achtziger Jahre. Inzwischen aber eine konfektionierte Stimme, Vehikel für ein konfektioniertes Gefühl, für Lebenszichorie. »Alle tönen gleich, wie David Sanborne«, sagt Urs Blöchlinger, der Zürcher Jazz-Saxophonist (Sanborne spielte zu Beginn der achtziger Jahre »Fusion«, eine Mischung von Pop und Jazz). »Wenn du im Studio Aufnahmen machst, tunt dich der Tontechniker auf Sanborne, automatisch.« Der Kommerz hat ein Klangideal für das Saxophon etabliert, ein dem Jazz entliehenes. Das ist paradox. Denn das Saxophon ist im Jazz großgeworden, weil es *nicht* an ein Klangideal gebunden war.

Als Adolphe Sax das Saxophon um 1840 entwickelte, ging er von einer klar umrissenen musikalischen Problematik aus. In seinem Patentantrag (1846 in Paris) schrieb er, es fehle im Orchester die verbindende Stimme zwischen Holz und Blech. Das Fagott, traditionelles Bindeglied zwischen diesen Instrumentengruppen in den tiefen Lagen, sei für Forte-Effekte zu schwach. In der Freiluftmusik (gemeint war die Militärmusik) sei hingegen die Wirkung der Streichinstrumente gleich null. Befremdet von diesen Unzulänglichkeiten, habe er ein Instrument geschaffen, das im Charakter seiner Stimme den Streichinstrumenten nahekomme, aber mehr Kraft und Intensität besitze als diese. Als Prototyp baute er ein Bass-Saxophon und führte es Hector Berlioz vor, der sogleich begeistert schrieb: »Die Komponisten werden Herrn Sax viel zu danken haben, wenn seine Instrumente einmal in allgemeinem Gebrauch sind. Daß er auf seinem Wege beharre! An Ermunterung durch die Freunde der Kunst wird es ihm nicht mangeln!«

Daß Sax beharrte, lag nicht allein an seinem Interesse für die Kunst. Genéral de Rumigny, Adjutant des Bürgerkönigs Louis-Philippe, hatte ihn auf ein großes Geschäft aufmerksam gemacht: Die französische Armee plante die Reorganisation ihres Musikwesens - Gelegenheit für findige Instrumentenbauer, sich eine goldene Nase zu verdienen.

Denn Sax baute nicht nur Saxophone. In seiner eigenen Manufaktur in Paris (er beschäftigte zeitweise über 200 Arbeiter) fertigte er Blechblasinstrumente eigener Entwicklung in »Familien«: die Saxhorns, Saxtrombas und die Saxophone in lückenlos abgestuften Baugrößen vom Subkontrabaß bis zum Soprano-Instrument. Sax war ein Vereinheitfichungsfanatiker: Innerhalb einer Familie war jedes Instrument mit denselben Fingersätzen zu spielen - ein unschätzbarer Vorteil für die Ausbildung der Militärmusiker.

Mit Sax brach das Industriezeitalter in den Instrumentenbau ein: Die Entwicklung neuer und die Verbesserung traditioneller Instrumente auf naturwissenschaftlicher Basis und die Fertigung in arbeitsteiliger, an die Fließbandproduktion

gemahnender Form. Bei einem Probe- und Wettspiel auf dem Champ de Mars 1845 fegten Sax' perfekte moderne Instrumente die traditionell instrumentierte Konkurrenz beiseite.

Wer *ein* Saxophon spielt, spielt tatsächlich alle. Die klassische Ausbildung am Konservatorium erfolgt auf dem Alt-Instrument. Tenor, Sopran, Bariton lernt man nebenher. Viele Unterhaltungsmusiker spielen gleichzeitig Alt- und Tenor-Saxophon, und unter den Tenoristen des Jazz hat es sich seit John Coltrane eingebürgert, als Zweitinstrument Sopran zu blasen. Gerry Mulligan und Stan Getz (Bariton und Tenor) tauschen auf der Platte »Multigan and Getz« (Verve) gar die Instrumente. Sax' Einheitsapplikatur, ein und dieselbe Klappenmechanik auf allen Instrumenten der Familie macht es möglich.

Aber trotzdem: Das Bariton, das Mulligan bläst, klingt anders als das Bariton von Getz. Und umgekehrt. Getz (auch wenn er Tenor spielt) ist näher dem »klassischen« streicherähnlichen Ton. Mulligan klingt rauher, kerniger. Denn der Ton des Saxophons hängt nicht von der Grifftechnik ab (oder nur wenig), die Sax vereinheitlicht hat. Der Ton wird mit dem Mundstück gemacht und durch die Art des Blasens. Das Klangideal, das Sax vorschwebte, hat Gültigkeit im Konservatorium. Im Jazz macht sich jeder Bläser seinen Ton selbst. Der eine klingt spitz und scharf, der andere sonor und rauh, der dritte rauchig. Der vierte näselt, der fünfte krächzt, der sechste quäkt. Man kann sie an ihrem Ton unterscheiden, wie man Menschen an ihren Stimmen identifizieren kann. Coleman Hawkins und Lester Young, Ben Webster und Don Bias, John Coltrane und Pharao Sanders. Aber auch den Ruedi vom Hans und den Werner vom Andreas. Und die Katrin tönt nochmals anders als alle andern. Mit dem Sax machst du dir dein Klangideal selbst - und das ist es, was die Freunde Saxophon spielen läßt. *My Sax is my Freedom*.

Viele von jenen, die Saxophon blasen, sind nämlich Musikunterrichtgeschädigte, Opfer jener Musikerziehung, die sich für Disziplinierung und Nivellierung hergibt. Mit Beethoven als Zuchtmeister und Mozart als Vorbild. Sie wurden als Kinder gezwungen, das »Albumblatt für Elise« so lange zu üben, bis sie es fehlerfrei leiern konnten, oder Menuette (die Mozart als Sechsjähriger schrieb!) nach dem Grundsatz: Was man angefangen hat, führt man zu Ende. Zum Anfangen wurden sie nicht selten überredet und verführt. Notentreue und »Schönheit« wurden dann zum Maß der Dinge. Gefragt war die perfekte Reproduktion.

In der bürgerlichen Bildungswelt und in der bürgerlichen Vorstellung von seriösem (und schönem) musikalischem 11m ist das Saxophon kaum enthalten. Und wenn schon, dann eher als Bürgerschreck. Das Instrument wird in kulturbeflissenen Kreisen immer noch dem Tingeltangel zugerechnet, obwohl Adolphe Sax nichts unversucht gelassen hatte, dem Saxophon im Sinfonieorchester zum Durchbruch zu verhelfen. Er machte sich allerdings keine Illusionen. Daß seine Instrumente, wie der Wiener Musikkritiker Hanslick 1867 schrieb, »in der Oper und im Concert so lange überflüssig bleiben (werden), bis ein großer Komponist einmal Saxophone in seine Partituren einführt«, war ihm wohl selber klar.

»Die Macht lag in den Händen der Militärmusik«, schrieb einer seiner ersten Biographen, »hier wurde den Soldaten befohlen, das Instrument zu lernen, die Regimenter mußten es kaufen«. Nach seinem Sieg auf dem Champ de Mars avancierte Sax zum Ausrüster der französischen Regimentsspiele. Als Günstling Louis-Philippes stieg er in jene Gesellschaftsschichten auf, die Jacques Offenbach in seinen Operetten karikierte: in die Klasse der Industriellen, der Bankiers, der Großhändler und Börsenmakler, die die wirtschaftliche und damit die eigentliche Macht im Staat besaßen. Und er ging pleite, als Louis-Philippe 1848 gestürzt wurde.

Doch er diente sich sogleich dem neuen Herrscher an und wurde unter Napoleon III. zum zweiten Mal Monopol-Armeelieferant, trotz der Proteste der Konkurrenz, die sich - um sein Monopol zu brechen - zu einem veritablen Verein mit Kassierer und Statuten zusammenschloß. Sax, der Neuerer, verbündete sich mit den alten Mächten und ging mit ihnen unter. Nach Napoleons Abdankung waren die Tage seiner Manufaktur gezählt. Sax verlor den Überblick über seine geschäftlichen Aktivitäten, die Konkurrenz drängte ihn aus dem Geschäft. 1877 ging Sax endgültig in Konkurs.

Was überlebte, waren Sax' Klangvorstellungen für die Militärmusik, sein »Mix« der eingesetzten Instrumente und sein teuerstes Kind, das Saxophon. Nach Ablauf der Patente, die er auf das Instrument genommen hatte, begannen deutsche und amerikanische Instrumentenbauer Saxophone zu fabrizieren. Das Saxophon fand Eingang in ausländische Armee- und Tanzkapellen. Als 1918 die US-Truppen demobilisierten und große Materialbestände abstießen, gelangten gebrauchte Instrumente auch in die Hände von schwarzen Unterhaltungs- und Jazzmusikern. Mit dem Shimmy, dem Boston, dem Foxtrott und dem Tango kam das Saxophon in den goldenen zwanziger Jahren nach Europa zurück, befreit von Militärkapelle und Harmonieverein, dafür als Schmalztüte, als Heuler, wie später die singende Säge und die Hawaiigitarre.

Das Saxophon wurde zum schillernden Symbol für ausschweifende Lebenslust und Lasterhaftigkeit. Nicht zufällig ist es ein Saxophonist, Pablo, der in Hermann Hesses Roman »Steppenwolf« (1927) dem Helden Harry Haller die schlechte Laune mit Kokain vertreibt. Pablo reißt Harry aus der bürgerlichen Erstarrung und verführt ihn zu Sinnlichkeit und Lust. Den Hütern von Anstand und Moral galten die amerikanischen Tänze als »sittenlos«, das Instrument, das mit den neuen

Tänzen Mode wurde, klang ihnen »pervers« und »negerhaft«. Was der deutsche Komponist Hans Pfitzner 1927 über den Jazz schrieb, gilt als Urteil der Zeit auch für das Saxophon: »Das Antideutsche, in welcher Form es auch auftritt, als Atonalität, Internationalität, Amerikanismus, deutscher Pazifismus, berennt unsere Existenz, unsere Kultur von allen Seiten und mit ihr die europäische. Jazzwelt bedeutet die Niedrigkeit, die Aharmonik, den Wahnsinn gegenüber hoher Kunstmusik.«

Der Nationalsozialismus trieb das Saxophon regelrecht in den Untergrund. Viele Unterhaltungsmusiker sattelten in Deutschland auf andere Instrumente um oder versuchten, ihre Saxophone als besonders geformte Metallklarinetten auszugeben. Sigurd Rascher, der deutsche Saxophonvirtuose, 'fand 1933 an seiner Garderobentür einen Zettel: »Saxophon - kommt von Kohn - weg davon.« Er emigrierte. Als der instrumentale Rassenwahn schließlich die reichsdeutschen Saxophonhersteller in ernsthafte materielle Schwierigkeiten brachte, sah sich das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda genötigt zu intervenieren. Es belehrte die Öffentlichkeit darüber, daß »man auch mit dem Saxophon gute Musik machen« könne.

Das Saxophon ist die Fama der Anrüchigkeit nie losgeworden. Als »erfundenes«, auf dem Reißbrett entwickeltes Instrument hat es keine Tradition, keine Verwurzelung in den Tiefen der Musikgeschichte vorzuweisen - und gilt deshalb als Bankert. Nur: ein schlechter Ruf zieht an. Sich mit dem Hergelaufenen, aus der Gosse Stammenden zusammenzutun, ist ein Akt der Auflehnung und der Subversion. Ja, sie unterhöhlen lustvoll die Autorität der Kulturapostel, die Freunde, die da blasen. Sie rächen sich an Eltern, Lehrern, Onkeln und Pfarrern, die sie vor den Karren der Kulturpflege spannten. Mit dem Saxophon kannst du machen, was du willst, sagen sie, und wie du es willst. Was für ein gräßlicher Satz in den Ohren des Musikfreunds! Aber er stimmt.

Seit Coleman Hawkins in den zwanziger Jahren die an der Klarinette orientierte Spielweise über Bord geworfen hat und das Saxophon - wie Armstrong die Trompete - *hot* spielte, gibt es kaum eine Klangbildung mehr, der sich nicht ein Musiker verschrieben hätte. Stan Getz, der »kühle« Techniker, Albert Ayler, der explosive Exzentriker, Sonny Rollins mit seiner häßlich kahlen Hektik, Coleman Hawkins mit dem voluminösen *big sound*. Manch einer unter den Amateuren, der gerade eben eine Tonleiter in C spielen kann, kauft sich einen offenen Schnabel und ein hartes Blatt, weil er glaubt, das sei die Ausrüstung, auf der die *Giants of Jazz* blasen. Er erwirbt sich damit zwar den Kieferkrampf und produziert unfreiwillig Komik: In den hohen Registern klingt sein Spiel katzfalsch, und in den tieferen geht das Instrument mit einem Knall los. Aber wen stört's. Mit dieser Technik - *slap tongue* - ergötzten schon die ersten schwarzen Saxophonisten ihr Publikum.

Zum Repertoire der Saxophonclownerien gehörten außerdem miauen, lachen, bellen, hupen, weinen, knurren, zwitschern. Heute übt man *growl* (blasen mit Stimme), *subtone* (das Blatt nur mit einem Teil des Luftstromes anzublasen), Falsett (Töne weit über den normalen Stimmumfang des Instrumentes hinaus), *false fingerings* (»falsche« Griffe, welche die Klangfarbe des Tons verändern).

Aber die Freiheit, die das Saxophon bietet, geht weit über die Klangbildung hinaus. Mit diesem Instrument darfst du, unbehindert durch den Kulturapostel in dir selber drin, Schlager spielen, Schnulzen, Tangos, Operettenmelodien, Blues und sogar Ländler. Sentimentalität, Kitsch, Rührseligkeit und massenhaft Gefühl ist hier erlaubt, ist keine kulturelle Missetat. Und wer sich disziplinieren will, kann es mit klassischem oder Jazzetüden versuchen oder mit transkribierten Solos von Saxophonjazzern oder mit den Suiten für Cello solo, die der französische Virtuose J. M. Londeix für Saxophon umgeschrieben hat.

Bruno, ein Instrumentenhändler, sagt, seine Kunden fänden das Saxophonspielen einfach geil. Er meint es im buchstäblichen Sinn des Wortes. »Das Saxophon ist irgendwie erotisch«, erklärt er, »und in letzter Zeit kaufen immer mehr Frauen Saxophone.« Archie Shepp, der schwarze Free Jazzer, sagte unumwunden, sein *horn* (amerikanisch für Saxophon) sei ein Sexsymbol. Man muß nur sehen, wie manche spielen! Im Augenblick höchster Intensität geben sie hohles Kreuz und schieben das Horn vor den Bauch, da hat der aufwärtsgerichtete Schallbecher dann schon etwas Phallisches.

Eine optische Faszination gehe vom Saxophon aus, von diesem glitzernden Instrument, sagt Urs Schoch, Saxophonlehrer an der Zürcher Musikakademie. Als Buben hätten sie bei Tanzveranstaltungen auf dem Dorf immer die Saxophone angestaunt und hätten gedacht: So einen Apparat will ich auch einmal haben.

Das Saxophon ist die perfekte Maschine. Chromblitzend, präzis und für jedes Tempo gut. Auf dem Saxophon kannst du fräsen, blochen wie auf einem Motorrad. Yamaha baut beides. Die Free Jazzer jagen ihre rasenden Läufe durch das Rohr. Die Motorradfahrer geben Vollgas und blochen ab, mit dem Vorderrad in der Luft. Sax und Motorrad, Machosymbole, schnell, laut, die totale Exhibition. Jetzt brechen die Frauen in die Männerdomäne ein und blochen mit. Die Maschine ist der Massenfetisch unserer Zeit, Fotoapparate, Fahrzeuge und das Saxophon.

Das Saxophon machte auf der Nachtseite des menschlichen Lebens und in der Großstadt Karriere und brachte es, wie sein Erfinder, zu einer Art Monopol: zu einem Klangmonopol in der Unterhaltungsmusik, das ihm dort den Konkurs bescheren kann. In der klassischen, der E-Musik, hat ohnehin kaum jemand Notiz von ihm genommen. Es gibt zwar rund 2000

Saxophonoriginalkompositionen. »Aber«, sagt Urs Blöchlinger, »ein großer Teil des Repertoires stammt aus der französischen Spätromantik, und das ist Musik, die einem bald zum Hals heraushängt.«

Bizet, Ravel, Hindemith, Glasunov u.a. haben gezeigt, was das Saxophon in der E-Musik kann. Debussy hat die Chance, sich um das neue Instrument verdient zu machen, allerdings vertan. Seiner »Rhapsodie für Saxophon und Klavier«, einer Auftragskomposition, merkt man Verlegenheit und Unlust in jedem Takt an. Zuviel Mittelmaß - zu wenige hochstehende Kompositionen. Und was Großes für das Instrument geschrieben worden ist, stammt aus dem falschen Jahrhundert. »Saxophonmusik ist weitgehend auch Musik des 20. Jahrhunderts, und die ist für das breite Publikum noch ungewohnt«, meint Urs Schoch.

Aber sie üben ja ohnehin nicht für das beschauliche Hausmusikkonzert, die Freunde, die Saxophon blasen. Sie tun es für die Selbstverwirklichung, und das heißt oft: allein. Ganz aus eigener Kraft will sich mancher zum fertigen Saxophonisten emporblasen. Autodidaktisch. Das gehört zum Nimbus des Instruments. Auch die *Giants of Jazz*, so will es die Legende, haben ihre Kunst von selbst gelernt. Die Legende ist in den meisten Fällen falsch. Und improvisieren wollen sie. Es geht ihnen um die musikalische Erfindung des Augenblicks. Um das Solo. Um die Kreativität. Viele üben verbissen und einsam mit einer Anleitung zur Jazzimprovisation auf dem Notenständer und trainieren sich die schönsten Fehler an. Sie atmen falsch. Sie beißen zu stark auf den Schnabel. Sie verkrümmen das Rückgrat. Sie pressen die Finger auf die Klappen, bis die Nägel weiß sind. Sie haben keinen Ton, und sie spielen immer laut, weil es schwierig ist, ein Saxophon leise zu blasen.

Sie blasen aber auch in Big Bands, im Harmonieverein und in Pop-Rock-Gruppen, sie tingeln mit Tango und Oldies von Schickeriafest zu Schickeriafest. Sie arrangieren die »Kleine Nachtmusik« für vier Saxophone. In Improvisationszirkeln lernen sie, aufeinander zu hören.

Viele kommen nur an der Fasnacht aus den Übungskellern. Dumpf heulend ziehen sie dann durch Zürichs Gassen. Am besten gehst du dann nach Hause und nimmst dein Saxophon zur Hand. Du spielst ein paar Tonleitern hinunter ins tiefste Register, und dann kreischst du hoch oben ein paar hektische Figuren heraus, dann stellst du dich dicht vor eine Wand oder gar in einen Mauerwinkel und versuchst »Rosita« oder »Desafinado« *subtone* zu spielen. Jetzt hast du deinen Ton ganz wie er ist, pur, im Ohr und hörst die Luft durch den Schnabel rauschen, mit Vibrato. Und schon kommst du dir vor wie weiß wer, Ben Webster oder Archie Shepp, der das Mikrophon in den Schallbecher hängte, als er mit Horace Parlan Blues und Gospel aufnahm.

Und es leuchtet dir auch wieder ein, wie einer in der »WOZ« ein Inserat aufgeben konnte: »Mann, 28, mit Sax, sucht Wohn- und Lebensraum.« Mann mit Sax, jaja, denkst du. Ein Mann und ein Sax, die könnten sich selbst genügen.

Konkret 06/86, S. 80

**Horst Tomayer**

# Tomayers ehrliches Tagebuch

DIE FEDER

Heißt die »Zeitschrift der IG Druck und Papier für Journalisten und Schriftsteller« nicht nur im Beitragseinsammelgebiet »Nordmark«, weil es ist der Strom noch nicht erfunden für die elektrische Schreibmaschine und der Vertrag mit der völkischen Tradition läuft erst am 31. Dezember 2099 aus.

SAUBER!

Der Schreiber-Kollege H.C. Buch (beim Freizeitfußball in Westberlin anfangs der Siebziger immer als Letzter gewählt, weil er in seiner Torso-Extremitäten-Koordination einer Windmühle glich) hat zum Doktor müssen, weil er sich sein Kopferl am »monolithischen Stahlbetonblock der DKP-Fraktion im Verband deutscher Schriftsteller (VS)« gestoßen hat. Und den Guntram Vesper, der Gedichte macht, welche so zerbrechlich wie Ei und so hauch wie Flaum, den hat der von der Arbeitsgemeinschaft Moskau im VS abgefeuerte Durchmarschflugkörper mitten ins Dichterherz getroffen. Sie hätten im VS drin bleiben und weiter inneren Widerstand leisten können, sie konnten aber nicht mehr, ihre Duldungskraftnahrung war verzehrt, ihr Widerspruchsvermögen bis aufs allerletzte Nein aufgebraucht, in dieser »Schlammschlacht« namens 7. Schriftstellerkongreß in Berlin, schlammiger als Pripjet, wo »Gräben« mal »gezogen«, mal »aufgerissen« wurden, mörderischer als Verdun, und zum Schluß »steckte die Karre des VS Bundesvorstands tief im Dreck«, tiefer als das von Generationen von Vereinsgeschehensschriftführern in die Scheiße des Metaphernabusus getunkte Bild vom Karren, der im Dreck steckt, und es hätte nur die Mäzenatin Gabriele Henkel helfen können, aber nicht die Kollegin Struck, zweite bei den Empfindungsliteratureuropameisterschaften (Rejkjavik? Bukarest?) mit dem antikischen Schrei »Liebe Männer, hört auf, schmutzige Wäsche zu waschen«, weil - noch waschen Madl. Fünf aufgeschlagene Seiten in unserm Gänsekielorgan über diese kathartische »Sitzung«, wo es aber, wg. Stimmung, so zugegangen sein möchte wie im Puff am Heiligabend, da sich der Schaumwein schämt, der Freier flennt und die Hur dem Loddl um den Hals fällt. Und jetzt bettelt der Vorstandskollege Jochen Kelter unter so einer erdgeschichtlich dimeilsionierten Zeile (»In der Eiszeit den Neubeginn wagen«) um den Wiedereintritt der Ausgezogenen. Und das ist natürlich franziskanernder Quatsch. Wer nicht kapiert, daß der VS ein gewerkschaftliches Instrument ist (und ist diese Erkenntnis ein Beinbruch? eine Vergewaltigung? oder wie oder was?), der muß draußen nachsitzen, bis er's gefressen hat. Betteln und Hausieren verboten! Wer Mehrheitsentscheidungen gegen seine Vorstandsgeilheit nervlich nicht durchsteht, muß zum Selbstfindungskursus in die Toskana. Es kann nur so einfach sein und alles andere ist laue Spucke spricht der Herr. Der Kern von der Nuß an der Staude des Übels aber ist, jede berufsbedingte Monomanie zum Zunftkonflikt zu adeln und dem verkorkstesten Antikommunismus, wenn er nur sein Verfallsdatum aufgefrischt hat, bis demnächst in diesem Theater aufs kollegialste ergriffen zuzuhorchen. In Slummanila kratzen sie die angeschimmelten Reste aus den Konservendosen, in Bogota gehen Neunjährige auf den Strich, in Zwiefalten (Gau Schwarzwaldklinik) spielt eine ganze Gemeinde flottestes Mittelalter gegen ein Bhagwan-Hotel, die von der SS in Hamburg umgebrachten Kinder suchen vergeblich einen Ankläger, und wie da in unserm Fernsehen einen Atlantiker apropos Tripolis-Bombardement die »geradezu chirurgischen Fähigkeiten der F-11-Flugzeuge« entzücken --- und dann hast du da erwachsene Berufsalfabeten, die sich, vollgestopft mit VIP-Trips, um Vorstandsstühle schlagen, und dabei die somnambulischsten Welterklärungsmodelle abtrancen. Und fast kein Schwein merkt, wie komisch das ist, denn auf einen Komödianten gehen glatt ein Schock stirnkrausige Bedeutungshuber, die ihren Kram prinzipiell in eitles Gold treiben, statt solides Tagesblech zu reden. Ich wette um ein Schamhaar, die jetzt amtierende Vorstandschaft hat diese, vertretungspolitisch Rang setzende Metapher der Kollegin Struck (»Poesie = das Herz, Sach-Literatur= nur Niere«) weder mit einem Kortner-donnernden »Das ist Schparttenrassismus, knädige Frrau!« noch mit einem Steppkeschen Wajiß de Kunst! Niere nich, Mutta!« gekontert, geschweige ausgelacht. Ich hoffe doch, die ganze Tagung ist auf Video. Ab damit an die Schulen, rein damit in den Deutschunterricht, was bessers kann den Videoten nicht passieren. Zeterum censeo, lieber Kollege Kelter, aber gilt: »Der VS ist die organisatorische Nase der deutschen Schriftstellerei, und auf der hat außer der berühmten Großschriftstellerhalbglasbrille niemand geschweige einer drauf rumzutanzen.«

HITCHCOCKS ZONENSCHOCKER

»Der zerrissene Vorhang« war grad im Fernschaun West. Wie da der kaugummikauende Stasimann Wolfgang Kieling, die Brotmesserkfinge im Brustkorb, die Schienbeine von Schaufelschlägen zerbrochen, immer noch Kraft hat, den als Spitzel enttarnten US-Raketenprofessor Paul Newman zu würgen, bis endlich die CIA-V-Frau in der märkischen Einöde (ein Ambiente so suspensig wie das Maisfeld in Hitchcocks »Der unsichtbare Dritte«) das zähe MfS-Monster in die Backröhre des Gasherds gezerrt hat/ wie Newman an der Leipziger Uni einer unvorsichtigen Manfred-von-Ardenne-Type das fehlende

Glied in einer physikalischen Formel abschwatzt und wie ihm die bürgerliche Ärztin mit dunklen! Dutt und einer Tochter, die statt FDJ Knicks und Flöte beherrscht, an das Fluchtunternehmen »Pi« weiterreicht und wie das mit Fahrgastdarstellern besetzte Operettengefährt (die Linie Leizpig/Hauptstadt) rückpro längs unterwegs von russischen Besatzern überfallen und (»nix Uri, nur Bargält!«) ausgeraubt wird / und wie dann die betagte polnische Gräfin mit Vorkriegshut und Haß auf Zonenmuckefuck und Russenzigaretten am Postamt Friedrichstraße endlich ihre US-Bürgen gerunden zu haben glaubt, bevor eine MP-Schießerei losgeht, und dann läßt der Kaptein des Ostseedampfers »Völkerfreundschaft« auch noch auf die Kostümkörbe, die Newman und seinem Gespons Julie Christie als Fluchtcontainer dienten, mit der Kalaschnikow feuern --- also das ist erste antikommunistische soap. Weil das aber so ist, lieber VEB Filmimport: Warum läßt du nicht eine Kopie dieses Schinkens durch die Lichtspielhäuser der DDR zirkulieren? Die Zonen-Kids wollen not later, Genosse Alligator, no, they will themselfe jetzt and now schlapplachen..

HALLO, ECKHARD!

Du, ich les dein Tagebuch im Zeitmagazin jede Woch. Liest du meins auch? Mir gefällt deins. Gefällt dir meins auch? Wollen wir mal tauschen? Meinst, es tät gemerkt werden? Wir brauchens der Redaktion ja nicht aufd Nasen binden! Es grüßt dich herzlichst der o.li.Abgeb..

Konkret 06/86, S. 82

**Wolfgang Pohrt**

# Der Texter als Werber

**Das die Schriftsteller wirklich interessierende Thema der Saison heißt Atari und Commodore. Bevor die Textverarbeitungsgeräte aber - wie alles Kreativ-Spielzeug zuvor - zur Endlagerung in die Hobbykeller verbannt werden, liefern sie den in Themennot geratenen Autoren noch einmal Stoff zum Schreiben**

Im Maße wie Neuerscheinungen unrezensierbar werden, weil das Buch nicht als Werk, sondern als Symptom zu begreifen ist, tritt im Feuilleton an die Stelle des Urteilens über literarische Qualität die Beschäftigung mit Fällen, deren Klärung eine über den direkt gegebenen Tatbestand weit hinausgreifende Sicherung und Auswertung von Spuren oder Anhaltspunkten erfordert. Wie beispielsweise ein abgerissener Knopf oder Faserreste Bedeutung nur erlangen, wenn sie die Rekonstruktion eines Tathergangs oder die Identifizierung eines Täters erlauben, so sind Neuerscheinungen in der Regel nur als Trendindikatoren oder als Glieder einer Beweiskette relevant. Angaben über die Laufbahn des Autors sind deshalb hier keine überflüssige Indiskretion, sondern ein unerläßlicher sachdienlicher Hinweis.

Als Redakteur beim Frankfurter Alternativblatt »Pflasterstrand« hatte Matthias Horx sich einen Namen gemacht, im Rotbuch Verlag erschien ein Roman von ihm, vergangenes Frühjahr sorgte sein Essay-Band »Das Ende der Alternativen« für Gesprächsstoff, er schrieb dann eine Weile in der »Zeit« und ist inzwischen Mitarbeiter der Zeitschrift »Tempo«. Nun hat der Romancier, Essayist und Journalist unter dem Titel »Textverarbeitung kreativ - Schrift und Chips« als weitere Kostprobe seiner Vielseitigkeit auch ein Sachbuch vorgelegt, ein »Handbuch für alle, die viel schreiben«, welches DM 12,80 kostet, einen Umfang von 213 Seiten hat und für zwei Stunden wirklich unbeschwerte Lektüre reicht.

In der Einleitung des Bandes, der anders als Original-Herstellerprospekte, leider kaum bebildert ist, versichert der Verfasser: »Dies ist keine Werbebroschüre für die Computerindustrie.«, und wer ohne Aufforderung abgegebene Unschuldsbeteuerungen richtig zu deuten weiß, wird kaum überrascht davon sein, auf den folgenden Seiten den Informations- und Unterhaltungswert von ungefähr dreißig Werbespots inclusive Mainzelmännchen zu finden. Der Einsatz schriftstellerischer Mittel und die Komposition des Textes gehorchen zunächst dem Zweck, die besonderen psychischen Barrieren abzubauen, welche den Absatz hochwertiger technischer Konsumgüter hemmen. Weil der Erwerb solchen Gerätes ein asozialer Akt sinnloser, zudem langweiliger Kapitalvernichtung ist; weil dies jeder weiß, und weil sich keiner dazu bekennen mag, setzt der Kauf den Selbstbetrug voraus. Weil Betrüger wie Selbstbetrüger die eigenen schlechten Absichten auch dem anderen unterstellen, muß zuerst eine Mauer aus Ängstlichkeit und Mißtrauen eingerissen werden. In ganz persönlicher Anrede, die der Autor auch im Text bevorzugt, wendet sich deshalb schon der Waschzettel vertrauensbildend an den Kunden: »Schreiben Sie viel? Als Sekretär oder Journalist, als Publizist oder Poet, als Briefe- oder Krimischreiber, als Profi oder als Amateur? Wenn ja, dann ist dies das richtige Buch für Sie. Es erzählt ihnen alles über die neuen 'Wundermaschinen', die sich Textverarbeitungscomputer nennen.«

Aus dem Vorsatz, erzählenderweise alles über reichlich komplizierte Maschinen mitteilen zu wollen, entwickelt sich zwanglos eine Fülle kleinerer Geschichten, wie man sie zuletzt in der »Rasselbande« gelesen hat, einer später eingegangenen Zeitschrift für Zwölfjährige aus den 50er Jahren. Wenn Horx beispielsweise dem Kunden die Verkabelungsmöglichkeit zwischen verschiedenen Textcomputern schmackhaft machen will, erzählt er unter der Kapitel-Überschrift »Die Online-Euphorie« eine kleine Anekdote: »Das ging so: Herbert in Osnabrück formulierte einige Thesen. Er schickte sie zu Fritz nach Hamburg. Der formulierte ein wenig daran herum, schrieb auch einige Assoziations-Fußnoten darunter. Dann ging der Text nach München. Dort wucherte er, auf dem Textsystem von John, weiter. Und so fort. Nach zwei Tagen kam das inzwischen schon mächtig gewachsene Stück wieder in Osnabrück an und wurde auf einem anderen Weg im Netz herumgeschickt - bis es ein dermaßen verrückter Text war, daß wir alle, beim letztmaligen Lesen, lachen mußten.«

Auch in diesem Fall handelt es sich um gezielte Täuschung, wenn eine Gruppe sich als Gemeinschaft frohsinniger Schwachsinniger darstellt. Das Bild vom harmlosen, infantilen, geselligen Spinner ist die Tarnkappe, welche der asoziale Konsumfetischist und Technikmonomane tragen muß, um sich selber und die anderen von der Harmlosigkeit seines Lasters oder seiner Erkrankung zu überzeugen. Krankheitssymptome sind bei Horx gewisse sprachliche Perversionen. Er spricht beispielsweise vom »Textverarbeitungs-Glück«, von den »Wonnen der Textverarbeitung« oder von den »höheren Weihen der Textverarbeitung« und er schreibt: »Bei ausbaufähigen Computern kann man zunächst mit bescheidenen Programmen und 128 KB anfangen und später die höheren Wonnen dazuerwerben.« Gerade die klinische Schwere ihrer Beschädigung zwingt die Technikfetischisten zum verkrampften Festhalten an der Normalität, zum pathischen Konformismus, weshalb Horx nicht müde wird, die gesellige, gemeinschaftsbildende Wirkung der autistischen Beschäftigung mit Schaltern, Tasten und Bildschirm hervorzuheben. Denn auch die Autisten bilden wiederum eine Gemeinschaft, und »man wird nicht daran vorbeikommen, Kontakt mit dieser Gemeinde aufzunehmen, wenn man mit der Textverarbeitung flirtet. Die Gemeinde hat bestimmte Riten: Sie führt gern Geräte und Programme vor, gibt gerne Rat, ist ungeheuer in ihre Maschinen verliebt, aber

sie widerspricht sich auch gegenseitig, weil verschiedene Menschen verschiedene Gerätetypen favorisieren. Sie beantwortet gerne dumme Fragen, wenn sie mutig gestellt sind. Sie trinkt gern trockene Weißweine. ( ... ) Und hier ist es wieder ganz verrückt mit der Computertechnik: Sie stiftet Freundschaften. Sie ist ein Medium der Kommunikation.« Zur Freundschaft auf Briefmarken-, Bierdeckel- und Motorradbasis hatte sich im Frühjahr 1986 also auch die durch Textcomputer gestiftete gesellt, das die Schriftsteller wirklich interessierende literarische Thema der Saison hieß Atari oder Commodore, was möglicherweise mit einem anderen Phänomen zusammenhängt.

Knapp zwei Jahre zuvor, im Frühjahr 1984, wurde der gegen die Belletristin Ingeborg Drewitz kandidierende Sachbuchautor Hans Peter Bleuel zum Vorsitzenden des Schriftstellerverbandes gewählt, was bei der unterlegenen Fraktion, aber auch im Feuilleton beträchtlichen Verbitterung hervorrief. Das Abstimmungsergebnis hatte den Mehrzweck-Kommunikator an die Verbandsspitze gebracht, die Schriftstellerei war damit als Medium des fließenden Übergangs zwischen politischer Propaganda und Produktwerbung für jedermann erkennbar. Während das Fachbuch nämlich vom Experten geschrieben wird, der sich in der Sache auskennt, muß ein Sachbuchautor nicht unbedingt viel von der Sache verstehen, wenn er nur das Talent besitzt, Fakten jeglicher Qualität unterschiedslos in die gleiche Soße zu tunken. Der Sachbuchautor ist vorrangig Verpackungskünstler, das Sachbuch selber fortgeschrittenes Produkt der allgemeinen Entwicklung, die generell jedes Wort in Propaganda und Reklame verwandelt, bevor es auch nur gedacht, gesagt oder geschrieben wird. Das im Namen von etwas mehr Poesie gegen den Sachbuchtrend zänkisch geführte Rückzugsgeplänkel im Schriftstellerverband wurde deshalb auch in der Regel von Autoren bestritten, die selber nur literarisch verbrämte Sach- und Gesinnungsbücher über den Siemens-Konzern über Gorleben und über die Nachrüstung vorlegen können, oder deren magere Werke zu den bedeutendsten Förderungen des Sachbuchtrends gehören, weil sie einen solchen Heißhunger nach Fakten wecken, daß der Leser anschließend gierig Telefonbücher und Fahrpläne verschlingt. Denn gerade die neuerdings wieder sich genialisch gebenden und auf ihr vermeintliches Künstlertum pochenden Texter zählten zur Szene jener schriftstellernden Propagandisten, die das berüchtigte Engagement noch für eine nach Maßgabe politischer Moral getroffene Entscheidung des freien Willens hielten, als ihre Tätigkeit längst schon in eine innere Abhängigkeit von äußeren Zwecken geraten war. Eben diese innere Abhängigkeit der Schriftstellerei von einem äußeren Zweck ist vielleicht der Grund dafür, daß erstaunlich viele Anti-Konsumterrorbrigadisten aus der Protestbewegung und der Alternativbewegung in der Werbebranche Unterschlupf gesucht und gefunden haben, denn gerade die Werbung kann dem Textproduzenten die Dinge liefern, auf welche der geschulte Propagandist angewiesen ist, und die er nach dein Niedergang der Bewegung anderswo kaum findet: Ein Thema, worüber er schreiben, und eine Botschaft, die er dabei vermitteln soll. Obgleich in der Freizeit jeder schon mit der Tatsache konfrontiert wurde, daß die Lösung auch kniffliger Aufgaben ein Kinderspiel ist im Vergleich mit der Schwierigkeit, sie zu stellen, wird allgemein die Erleichterung unterschätzt, die es für einen Autor bedeuten kann, vom Chef zu einer Geschichte über Dosensuppe verdonnert zu werden, nachdem er vielleicht schon tagelang nägelknabbernd an der Maschine saß, unfähig, sich unter hundert beliebigen und gleichermaßen reizlosen Themen für eines zu entscheiden.

So ist es weit weniger verwunderlich, als es zunächst scheint, wenn man auf einer kostenpflichtigen Werbebroschüre für Textcomputer den Namen eines Verfassers findet, der als Redakteur beim linientreuen Sponti-Blatt lernen mußte, den erspürten Willen der Szene loyal ins mundgerechte Wort zu transformieren, und der auf der Suche nach neuen Impulsen nun den folgenden Stoßseufzer an die oberen Konzernetagen adressiert: »Ihr Olivettis und IBM's ihr Toshibas und Ataris und Apples, ihr Microsofts und Asthon Tates und sonstigen Softwarenhäuser - schenkt mir eine Fuhre Eurer Programme und Geräte, und ich schreibe Euch ein amüsantes, lesbares Handbuch.« Auch unter den Friedenskreuzzüglern dürften die talentierten bald merken, daß man Werbekampagnen ebensogut für Coca-Cola starten kann, zumal im neuen Job wieder eine bedeutende Aufgabe auf Lösung wartet, nämlich »das große kulturelle Problem unserer Zeit, daß in den Sphären der Funktionalität anscheinend kein kommunikationsfähigen Menschen zu finden sind, sondern nur Stammler.«

Wenn sich zur kellergelagerten Altlast, welche die Freizeitgeräteindustrie schon überaus variantenreich produziert hat, nun über kurz oder lang auch die Textverarbeitungscomputer gesellen, so trägt daran nicht Matthias Horx die Schuld, sondern das ist wieder eine andere Geschichte, die in diesem Zusammenhang freilich kurz gestreift werden muß. Seit Anbruch des bürgerlichen Zeitalters nämlich wurde das Leben hauptberuflich zur Last, unter der gerade auch die Privilegierten stöhnen. Vom millionenschweren Konzernchef bis zum Karrierediplomaten opfern und reiben sich alle auf und werden deshalb kurz vor Toresschluß für entgangenes irdischen Glück durch Bundesverdienstkreuze entschädigt, die man als immaterielle Abschlagzahlung auf noch ausstehende Belohnung im Himmel verstehen muß. Wenn ausgerechnet die happy few unter den beruflich Erfolgreichen in den Genuß eines Vorgeschmackes auf paradiesische Freuden kommen, dann deshalb, weil sie im Leben die Hölle auf Erden hatten. Der Beruf nämlich, der dem Bürger Rang, Status und Einkommen sichert, wird als Fron, Pflicht und Verzicht erlebt, als Zwangsjacke, die den Bankier am Geigen, den Lehrer am Schriftstellern und den Schlosser am Gärtnern hindert. Weil also jeder Beruf die Entfaltung der Potenzen blockiert, die der nimmersatte Bürger in sich schlummern spürt, findet der Mensch nur als Aussteiger zu sich selber. Der Normalfall des Ausstiegs aber ist der Abstieg, eine Treppe tiefer in den Hobbykeller.

Dort rosten schon Kreissägen, Heimbohrer, Gartengrills und Rasenmäher vor sich hin; Schmalfilmprojektoren, elektronische Orgeln und Fotoausrüstungen erinnern an die vergebliche Suche nach der eigen Kreativität. Nun sind sie ein Haufen Schrott, der die Unmöglichkeit dokumentiert, innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft selber die Arbeitsteilung konsumtiv zu überwinden und sich privat zur allseitig entwickelten Persönlichkeit heranzubilden. Spätestens am Bildschirm der Hochleistungsmaschine werden Leute, die schon immer gern schreiben wollten, merken müssen, daß sie es unter den bestehenden Voraussetzungen wirklich nicht können. Horx schreibt: »Ich habe nur allzuoft das Gefühl, daß mir die Worte entgleiten, daß ich in einem riesigen Meer von Gebrabbel herumlaufe.«

Im Interesse der Intensivierung dieses Gefühls sind der Industrie florierende Umsätze zu wünschen.

---

Matthias Horx.- Schrift und Chips - Textverarbeitung kreativ. Ein Handbuch für alle, die viel schreiben. Rowohlt Taschenbuch Verlag, 213 S., DM 12.80

Konkret 06/86, S. 86

**Hermann L. Gremliza**

# Gremlizas express

Ein Verleger wird achtzig und läßt sich zur Feier des Tages in der eigenen Zeitung, denn degoutant n'est pas un mot allemand, von einem seiner Handlungsbevollmächtigten andichten. Aber das glaubt man nicht:

*Achtzig? Er wirkt nicht so. Noch immer hüpft er springlebendig durch die Korridore des Hamburger Pressehauses, in Cordhose und legerem Wollhemd, sein Gang die gebremste Stakkato- Version eines Kurzstreckensprints.*

Eine angestrengtere Verzierung der Wirklichkeit, daß der Tattergreis noch ziemlich kregel ist, hat man nicht gelesen, seit gnä Frau wie ihre eigene Tochter aussah. Doch ungebremst geht es dahin:

*Gerd Bucerius ist alt geworden und dabei jung geblieben.*

Hoch soll er leben!

*Er hat nie aufgehört anzufangen und nie angefangen aufzuhören.*

Hoch soll er leben!

*Er ist achtzig und kein bißchen müde.*

Dreimal hoch! Und als wär's die Sendung Glückwünsche und Musik, in der die Erbschleicher grüßen, fängt Theo (Ihr habt's geahnt) jetzt erst richtig an nicht aufzuhören bzw. hört nicht auf anzufangen:

*Gerd Bucerius ist einer der großen Verleger unseres Landes. Aber er ist eben weit mehr als bloß ein Pressezar. Er ist zugleich ein bohrender Rechercheur, ein glänzender Schreiber,*

sagt Theo, der sich da auskennt,

*ein begnadeter - und manchmal gnadenloser - Polemiker. Mit alledem verknüpft er das Temperament des Politikers und den listigen, zuweilen wohl auch hinterlistigen Scharfsinn des gelernten Advokaten.*

Ja das alles auf Ehr', das ist er und noch mehr, aber er ist nicht nur, er tut auch:

*Bucerius erstritt... Bucerius glossierte ... Bucerius entlud seinen Zorn ... Bucerius fand.. Bucerius brauchte... Bucerius reagierte mit Schärfe... Bucerius bemerkte spitzbübisch nachdenklich... Bucerius kommentierte mit dem bissigen Bemerken ... Bucerius gab keinen Zoll nach ...*

War das schon alles? Und der glänzende Schreiber?

*Und der Publizist Bucerius? Er hat viel geschrieben.*

So sind sie, die Publizisten. Bucerius hat aber auch viel gelesen sogar im eigenen Blatt, denn

*ohne ein gerüttelt Maß an Leidensfähigkeit kommt kein Verleger aus. Gerd Bucerius hat diese Leidensfähigkeit immer besessen. Er hat sich seine Redaktion immer stark gewünscht,*

und sein Wunsch war ihr Befehl. Vor allem aber hat er

*Journalisten nie, wie Bismarck, als Leute betrachtet, die ihren Beruf verfehlt haben. Die »Zeit«, die sein Lebenswerk ist, ist unser aller Leben,*

das sie verfehlt haben wie Bucerius den Beruf des Advokaten und Theo alle nur denkbaren anderen, beispielsweise den des Gratulanten, der sich zum Geburtstag eines mittelmäßigen Händlers von bedrucktem Papier darin einwickelt und auf den Gabentisch legt - stark, wie gewünscht.

Ein Unglück kommt selten allein:

*Zu 18 Monaten Gefängnis mit Bewährung hat ein Essener Schwurgericht den Dortmunder Amtsrichter Peter Raimer verurteilt, der den Fußbodenleger Udo Großmann als vermeintlichen Einbrecher zum Krüppel geschossen hat. Das Gericht: »Er hat ihn unglücklich getroffen.«*

In der »Welt« kommentiert der Redakteur für Kultur, G. Zehm, den Mord an Ernst Thälmann entsprechend:

*Sein unglückliches Schicksal in Buchenwald macht ihn noch nicht zu der Lichtgestalt...*

Der Bodenleger und der Kommunist: zwei Pechvögel. Auch Großmann war keine Lichtgestalt:

*Wegen krimineller Vorbelastung bekommt das querschnittgelähmte Opfer statt geforderter 200.000 Mark nur 80.000 Mark Schmerzensgeld.*

Zu bezahlen, wenn es nach der Lichtgestalt Zehm geht, von Thälmanns Erben.

Der Verlag Wagenbach kündigt das Buch »Vom Umschreiben der Geschichte« an:

*Die Arbeiten der französischen Annales-Schule oder eine »Geschichtsschreibung von unten« waren die ersten sichtbaren Einbrüche in eine traditionelle Geschichtsbetrachtung.*

Als weitere Einbrüche werden versprochen: »Geschichte und Mentalität« sowie »die Rolle der Mikroben für die demographische Entwicklung in Europa«. Soll man da sogleich zugreifen oder doch lieber die nächste Saison abwarten, wenn der findige Verleger die Arbeiten der Anales-Schule oder eine Geschichtsschreibung von hinten präsentiert?

Auch Feministinnen werden älter, und manche, die früher »Courage« hatte, sieht zu, daß sie »Vorwärts« kommt:

*Aus der Ohnmacht der großen Zahl, über die sich die autonome Frauenbewegung mokierte und ärgerte, ist ein politisches Subjekt geworden. Die Einstimmigkeitsverpflichtung, die seine Satzung vorsieht, hält ihn nicht mehr davon ab,*

der zum Subjekt gewordenen Ohnmacht das weibliche Geschlecht zu amputieren. Daß Frau Plogstedt Redakteurin der sozialdemokratischen Wochenzeitung werden konnte, setzte gewiß einen Lernprozeß voraus - aber keinen in Deutsch.

Wenn der deutsche Mann er heiße Peter Ruge oder anders, schreibe für Springers »Welt« oder nicht, nur Paris hört, muß er an die Pariserin und erst recht an den Pariser denken:

*Unerhörtes geschieht da... Und wie um den Verdacht eines bloßen Seitensprungs zu nähren, beeilt sich der Elysie-Palast mit der Mitteilung, der Staatschef werden den Bundeskanzler zum Tête-à-tête treffen. Die Pariser Salons haben ein neues Gesprächsthema: Was sich da zwischen Deutschen und Franzosen anbahnt, ist unzweifelhaft ein Dreiecksverhältnis. Die herzliche Atmosphäre hat bereits französische Gefühle sensibilisiert. Doch wie immer bei einer Partnerschaft, in die sich ein Dritter hineindrängt, gibt es auch Unruhe, Zweifel, Eifersucht. Helmut Kohl darf sich von Frankreichs politischer Spitze umworben fühlen. Er muß jetzt doppelt achtgeben, daß er seine Gunst richtig verteilt...*

Aber olala!

In der »Frankfurter Allgemeinen« teilt der Professor Michael Stürmer die Welt ein:

*Was Westeuropa und die Vereinigten Staaten verbindet, sind ein Ozean und die freiheitliche Demokratie. Was Westeuropa und die Sowjetunion trennt, sind eine gedachte Linie und die leninistische Diktatur.*

Der Stürmer ist Berater jenes Staatsmannes, der immer nur wissen will, was hinten rauskommt. Ich sag's ihm: Wenn wir das Trennende überwunden haben, werden wir es ins Verbindende tunken.

Im Entwurf ihres Wahlprogramms klagen die Grünen:

*Mädchen werden schlechter ausgebildet und in ihren Entfaltungsmöglichkeiten stärker beschnitten als Jungen.*

Vielleicht kann ja der Henryk Broder mit diesem Zitat die nächste Auflage seines Buchs über den Antisemitismus der Linken anreichern.

Seit Raddatz mit dem Intercity »Johann Wolfgang« aus der »Zeit«-Redaktion expediert wurde, leidet er an Sein & Bewußtsein:

*Nistet in einem jeden von uns ein Hang zur Selbstzerstörung, zum Aufgeben, zum Fall in das große gähnende Nichts? Der Tod als Lockung und das Leben als Last, einsam, schwarz, mit nur zerstiebenden Funkelpünktchen der Hoffnung: Ist das die heimliche Grundmusik eines jeden Menschen? Wer spielt die auf?*

Wer schon! Er ist achtzig und kein bißchen müde.